

DIE WELTWOCH



Öffnet die Schweiz!

Die Epidemie ist vorüber. Es braucht keine Schutzmassnahmen mehr.

Von Knut Wittkowski

Mein Freund Bill Gates

Warum der Microsoft-Gründer ein Genie ist. *Von Steve Forbes*

Verschwörungstheorien, eine Ehrenrettung

Unverzichtbar für Aufklärung und Fortschritt.

Von Norbert Bolz

Djokovic ist der Beste
René Bortolani würdigt
die Tennis-Reizfigur



Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8070 **Dietikon**, Land Josef Tel. 044 316 13 11
Preis CHF 901'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'332'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8470 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'100'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

Stand April 2020



Vom Vorbild zur Reizfigur:
Microsoft-Gründer Gates, Autor Forbes.

Lange Jahre war Bill Gates das unangefochtene Vorbild. Der Microsoft-Gründer beeindruckte durch seinen Erfolg und durch seine Milliarden. In letzter Zeit, vor allem während der Corona-Krise, wabert allerdings nebelhafter Unmut hoch. Der Spitzenleistungsträger und Philanthrop sieht sich im Visier von Anfeindungen. Das nehmen wir zum Anlass, Gates zu würdigen – und zwar durch Steve Forbes, eine Legende auch er, als Verleger das publizistische Eichmass amerikanischen Unternehmertums verkörpernd. Auf Anfrage von Florian Schwab willigte Forbes ein, seinen Freund exklusiv für die *Weltwoche* zu würdigen. **Seite 20**

Der Krach zwischen Bundesanwalt Michael Lauber und dessen Aufsichtsbehörde bietet so manchen Parlamentariern Gelegenheit zur Selbstprofilierung. Matthias Aebischer (SP), Sibel Arslan (Grüne), Lorenz Hess (BDP) oder Christa Markwalder (FDP) fordern lauthals Laubers Kopf. Sie übersehen das wahre Problem, nämlich ein verfehltes Aufsichtssystem und Aufseher, die sich hoffnungslos verrannt haben. Christoph Mörgeli zeigt auf, warum die Hexenjagd auf Michael Lauber unangebracht ist. Bei einer Bundesanwaltschaft kann es keine Nullfehler-Kultur geben. Und im Vergleich zu seinen vier Vorgängern ist die Bilanz des gegenwärtigen Amtsinhabers schon fast makellos. **Seite 11**

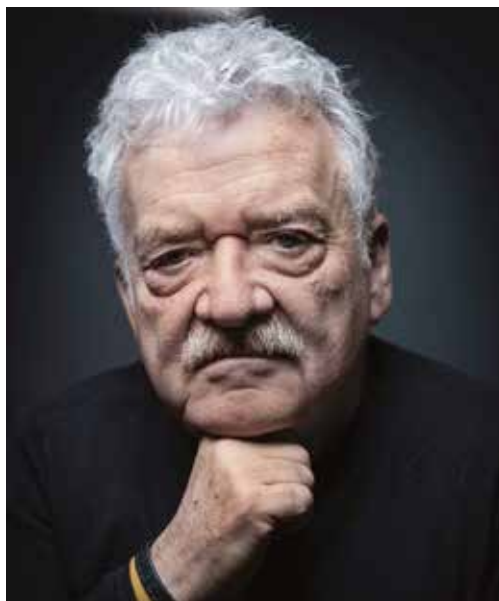
Formlos dümpelten die Anti-Corona-Proteste dahin – bis eine alte Dame mit Rollator aufkreuzte. Ruth Dürrenmatt, Tochter des Nationaldichters. Urs Gehrig hat die Corona-Rebellin letzten Samstag an die Demo begleitet. Als sich der Trubel auf der Strasse legte, besuchten die beiden Dürrenmatts Ate-

lier im Berner Länggass-Quartier. Hinter der Tür öffnete ein fantastisches Universum der Wort-, Farb- und Klangkunst. Am Klavier improvisierte die ausgebildete Opernsängerin spontan ein Corona-Lied. Und in einem bewegenden Gespräch erzählte Dürrenmatt bislang unveröffentlichte Anekdoten über das komplizierte Verhältnis zu ihrem Vater, über Leseschwäche, Liebesentzug und gesungenen Protestflüche im Elternhaus. **Seite 32**

Eingepfercht Homeschooling betreiben und stundenlang auf das iPad starren, ist ziemlich genau das Gegenteil dessen, was Maria Montessori (1870–1952) wollte. Die italienische Pädagogin setzte auf viel Bewegung – selbst im Schulzimmer – und die Förderung handwerklicher Fähigkeiten. Montessori-Schulen sind heute bekannt für Unterricht ohne Druck und Noten. Dass die Gründerin ein tägliches Schulgebet vorsah und Disziplin im Erledigen der Aufgaben einforderte, wird dagegen eher selten erwähnt. **Seite 56**

Sepp Gumbrecht, den Leser der *Weltwoche* seit längerem bekannt, lehrte bis zu seiner Emeritierung als Sprachwissenschaftler und Romanist an der Stanford University. Er gehört zu den unkonventionellsten Denkern unserer Zeit. Sein Horizont ist breit und reicht von Denis Diderot bis Dennis Rodman, von Foucault bis Federer. Zwischen Sport und Philosophie, zwischen Politik und Literatur oszilliert dieser brillante Geist. In den kommenden Monaten wird er unter der Rubrik «Gumbrecht» Zeitfragen behandeln. Er startet in dieser Ausgabe mit einem Aufsatz, warum Europas Politiker China lieben und die USA verschmähen. Wir wünschen lehrreiches Vergnügen. **Seite 26**

Ihre Weltwoche



Foucault bis Federer: Denker Gumbrecht.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Finanzen und Personal: Tien Köppel

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Im Visier: Michael Lauber. Seite 10

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 8 Kommentare
Die Reichen werden reicher
- 8 Politik Demo-Dilemma
- 8 Ungarn Viktor Orbáns Weg
- 9 Eine Frage der Moral
Bleistift der Freiheit
- 10 **Kopf der Woche** Michael Lauber:
Hetzjagd auf den Bundesanwalt
- 16 Mörgeli Begrenzt gegen
die Begrenzungsinitiative
- 16 Bodenmann Endlich wieder shoppen
- 17 Medien Aufsteiger und Rückkehrer
- 17 Die Deutschen Untertanen
- 26 Gumbrecht
Europas Wunsch-Weltmacht
- 36 Brief aus Berlin
Angriff auf die Haushaltskasse

Inland

- 14 **Wir Verschwörungstheoretiker**
Der Totschlagbegriff der Stunde
- 22 **Berüchtigte Berner Shutdown-Gang**
Die Flexibilität der Eidgenossenschaft
- 27 **Fabio Regazzi** Perestroika aus dem Süden
- 32 **Ruth Dürrenmatt** Besuch bei der
Künstlerin und Corona-Rebellin
- 34 **Pierre-Yves Maillard vs. Alain Berset**
Beste Feinde für immer
- 39 **Petra Gössis** **Öffnungsplan**
Die FDP-Chefin sucht den Mittelweg



Ass der Asse: Novak Djokovic. Seite 24

- 41 **Brief aus den Bergen**
Rufmord à la Grison
- 43 **Bundesrätliches Notrecht**
Es lebe und kassiere der Corona-Staat

Ausland

- 20 **Der gute Mensch von Seattle**
Steve Forbes über Bill Gates
- 28 **«Öffnet eure Länder!»**
Epidemiologe Knut Wittkowski
kritisiert den Shutdown
- 30 **Schnüffler Obama**
Der Fall Michael Flynn
- 31 **Inside Washington** Biden-Blues
- 42 **Neuseelands Panik-Politik**
Medienhype um Jacinda Ardern

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Gefährlich wie die Atombombe**
Die Forschung des Gedankenlesens
- 40 **Sonne gegen die Viren** Wie der Arzt
René Zellweger die Epidemie sieht
- 50 **Schimpansen, die Politik machen**
Neues von der Evolutionspsychologie

Kultur & Gesellschaft

- 24 **Er ist schlicht der Beste**
René Bortolani über Novak Djokovic
- 37 **Was taugen #MeToo-Romane?**
Vom Hype zur Literatur
- 46 **Michel Houellebecq**
Das Leben nach der Ausgangssperre



«Diese Sommaruga
hat mir einen richtigen
Schreck eingejagt.»

Ruth Dürrenmatt: Seite 32

- 47 **Victor Jestin** Newcomer des Frühlings
- 48 **David Keenan** Das phänomenale
Debüt des irischen Songwriters
- 49 **Michael Moore**
Unbequeme Wahrheiten
- 56 **Maria Montessori**
Die geniale Reformpädagogin

Rubriken

- 7 **Im Auge** Bárour á Steig Nielsen
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Roy Horn
- 18 **Leserbriefe**
- 23 **Thiel** In der Klinik
- 50 **Ikone der Woche** François Bocion
- 52 **Fast verliebt** Zumping
- 52 **Knorrs Kultur**
Abgenagte Kleintierskelette
- 53 **Unten durch** Gegenwind
- 54 **Wein** Drink and think
- 54 **Die Bibel** Krank sein
- 55 **Auto** BMW C400 GT
- 55 **Jazz** Wolfgang Haffner
- 58 **Tamaras Welt** Familie lohnt sich doch

Öffnet die Schweiz!

Die Schweiz hat den Verstand verloren. Sie wird von Rechthabern regiert. Von Roger Köppel

Solange der Bundesrat nicht zugibt, dass der Lockdown ein Fehler war, werden wir diesem Irr-Sinn nicht so schnell entkommen.

Die Regierung handelt wie ein Mieter, der sein Haus anzündet, um im Estrich eine unbekannte Wespensorte auszuräuchern.

Jetzt klopfen sich alle auf die Schultern: «Hurra, die Wespen sind besiegt.» Aber die Schweiz droht abzubrennen. Das ist es, was die Weltwoche seit Wochen als «unverhältnismässig» kritisiert.

Anstatt seine Irrtümer einzugestehen, verbreitet der Bundesrat nützliche Unwahrheiten. Die Panik-Politik aus Bern habe gewirkt und Tausende, wenn nicht Zehntausende von Toten verhindert.

Wo ist der Beweis?

Die Spitäler waren zu keinem Zeitpunkt überlastet. Die extremen Todeszahl-Prognosen waren Humbug.

Unfreiwillig widerlegten auch Forscher der ETH den Bundesrat. Unfreiwillig deshalb, weil sie gleich nach Bekanntwerden ihrer kritischen Befunde die Befunde retuschierten, umschminkten, zurechtbogen. Je grösser die Macht einer Regierung, desto geringer die Bereitschaft zum Widerspruch. Die verstörende Erkenntnis jedoch blieb.

Der Lockdown war unnötig. Die einschlägigen Ansteckungskurven flachten schon vorher ab. Die Ziele des Lockdowns waren erreicht, bevor der Bundesrat am 17. März den Lockdown verordnete.

Ausserordentliche Massnahmen sollten ausserordentlich gut begründet sein. Wenn der Staat so heftig eingreift, braucht es wasserdichte Grundlagen.

Nichts davon war in den letzten Wochen zu sehen. Sogar der Vergleich mit dem journalistischen Lieblingsfeindbild Ungarn fällt unvoreilhaft aus für die Schweiz.

Der vielgeschmähte Viktor Orbán verschaffte sich seine Corona-Vollmachten korrekt per Mehrheitsbeschluss vom Parlament. Der Bundesrat nahm sich seine Vollmachten selber – nach einer vom Parlament verfrüht und unnötig abgebrochenen März-Session.

Auf Ende Monat will Ungarns Premier Orbán seine Vollmachten wieder abgeben. Der Bundesrat denkt nicht im Traum daran, die «ausserordentliche Lage» aufzuheben.

Der bedeutende Zürcher Staatsrechtler Andreas Kley spricht mit Blick auf die Corona-Schweiz von «exekutiver Selbstermächtigung»

ausserhalb der Verfassung. Der Bundesrat rechtfertigt sich mit einer Pandemie, die gemäss Intensivärzten für 99,5 Prozent der Bevölkerung glimpflicher verläuft als eine schwere Grippe.

So werden wir die kostspieligen Dummheiten der Regierung weitere Wochen, wenn nicht Monate zu erdulden haben. Die Schweiz bleibt in Geiselschaft ihrer Regierung. So viel Planwirtschaft, so viel Unfreiheit war nie.

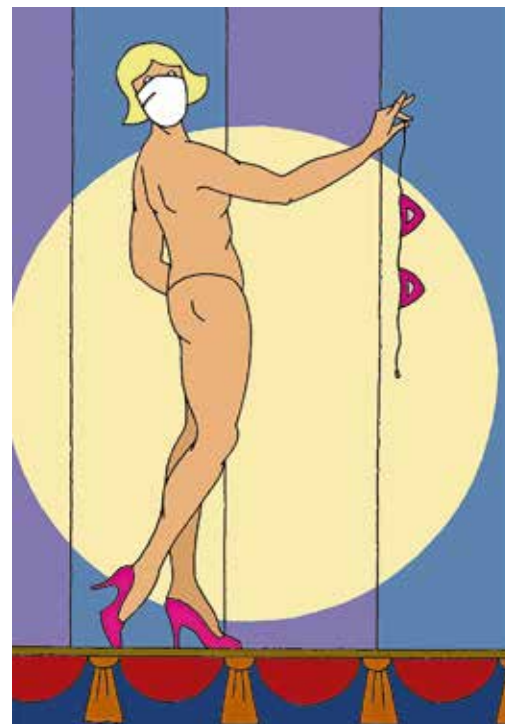
Wer sich die Mühe nimmt, die Gastro-Vorschriften des Bundes zu studieren, taucht in einen bürokratischen Albtraum ein. An Plätzen und Flaniermeilen kreisen Polizeipatrouillen. Weite Teile des öffentlichen Raums bleiben abgesperrt. Kultur- und Sportanlässe sind verboten, Kirchen geschlossen. Dafür haften die Steuerzahler für Kredite an die Profiklubs von Lamborghini fahrenden Fussballstars.

Sehenden Auges zerstört der Bundesrat Unternehmen, Existenzen, vernichtet er Volkvermögen und Arbeitsplätze in ungeahntem Ausmass. Die gesundheitlichen Folgen des Lockdowns vor allem für Ältere, denen man Angst einjagte, damit sie zu Hause bleiben, sind gravierend. Und alles nur deshalb, weil sich die Regierung weigert, einen Fehler zuzugeben.

Ganz im Gegenteil. Die irrije Behauptung, die Panik-Politik habe Wunder gewirkt, ist jetzt der Grund, dass sie nicht enden darf.

Sozialismus ist, wenn die Regierungen ihr Ding einfach durchziehen, ohne Rücksicht auf Verluste. Wenn der Staat mit seinen Zielen über allem steht. Wenn nichts erklärt und alles geglaubt wird. Wenn die Medien nicht mehr die Obrigkeit kritisieren, sondern die Kritiker der Obrigkeit verächtlich machen. Sozialismus ist, wenn der Irrtum verlängert wird, um den Irrtum zu rechtfertigen.

Wahrscheinlich hätte es gereicht, von Beginn weg die Gefährdeten in den Altersheimen, die



Menschen mit Vorerkrankungen und das medizinische Personal speziell zu schützen. Ob Masken und Distanzregeln für alle wirklich etwas bringen, ist umstritten. Ansteckungen im Freien bleiben unbewiesen. Die Angstkampagne der Behörden, die alles in einen Topf wirft, ist falsch, grotesk übertrieben. Doch der Bundesrat will sich von seinen Irrtümern nicht lösen.

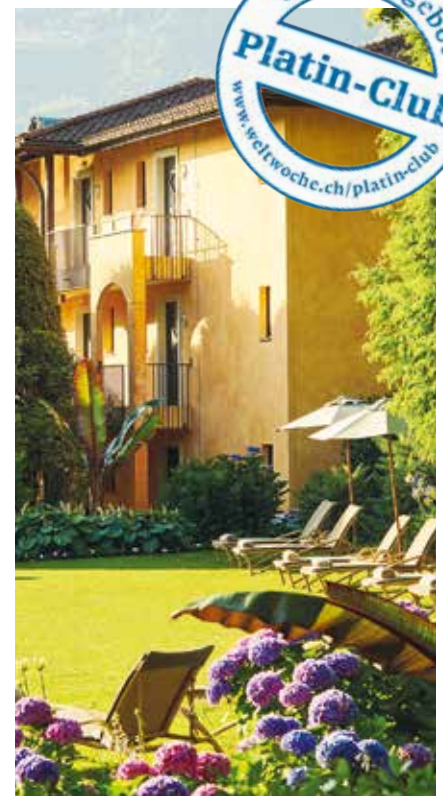
Noch immer verbreitet der oberste Schweizer Corona-Beamte Daniel Koch an seinen Medienauftritten mit unerschütterlicher Grabesstimme Pessimismus. Unbeirrbar warnt er vor dem «grossen Risiko» sommerlicher Party Nächte für die Feiernden. Worauf stützt er seine trübsinnigen Diagnosen? Wenig von dem, was Koch in Aussicht stellte, passierte. Um den Lockdown zu verteidigen, warnen sie jetzt in Bern vor einer «zweiten Welle». Gab es wirklich eine erste?

Experten sollen gehört werden, gewiss, aber Experten sind nicht Gott. Und nichts entlastet den Bundesrat von seinen Entscheidungen.

Britanniens Corona-Ikone Neil Ferguson, der Überexperte, musste abtreten, weil er die von ihm selber empfohlenen Corona-Regeln nicht einhielt. Fergusons Imperial College rechnete mit über zwei Millionen Corona-Toten in den USA und rund 500 000 Opfern in Grossbritannien. Nichts davon trat auch nur annähernd ein. Fergusons Computermodelle werden inzwischen von Computerexperten als «total unzuverlässig» verrissen. Sie waren Mitte März mit ausschlaggebend auch für den Lockdown in der Schweiz.

Noch immer fahren wir wegen ein paar Dutzend gemessenen Ansteckungen pro Tag unsere Demokratie an die Wand. Niemand weiss, ob das Abwürgen der Wirtschaft auch nur ein Menschenleben gerettet hat. Die Schweiz hat den Verstand verloren, weil sie von Rechthabern regiert wird.

An advertisement for 'A Plus Reinigungen'. It features four people (two men and two women) standing behind a large white sign. The sign has the text 'A Plus Reinigungen' in blue and black, followed by a list of services: 'Kundenorientiert', 'Selbstkritisch', and 'Partnerschaftlich', and '... auch in der Krise.' Below the sign are four logos for different services: 'A' in a blue square, 'A' in a green square, 'A' in a purple square, and 'A' in an orange square. At the bottom, the text reads 'PLUS PLUS PLUS PLUS' in large letters, with 'REINIGUNGEN HAUSWARTUNG GARTENUNTERHALT BODENPFLEGE AUTO PFLEGE' in smaller letters below it. The contact information 'Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch' is at the very bottom.



VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Italianità nach Tessiner Art

Yoga oder Jogging, Fitness oder Faulenzen? Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore definiert Dolce Vita zeitgemäss: Nichtstun ist möglich, aber keine Pflicht. Hier bestimmen Sie allein, was für Sie Erholung ist.

Das «Giardino Ascona» hat nicht viel mit einem konventionellen Luxushotel zu tun. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit Seerosenteich, unzählige Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das sind die Ingredienzien für Ihren unvergesslichen Aufenthalt.

Ganz im Süden, am Lago Maggiore, geniessen Sie die schönen Seiten des Lebens – mit sämtlichen Sinnen und inmitten der Tessiner Natur. Die stilvoll eingerichteten Zimmer sind hell und grosszügig. Starke Farben, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu entspannenden Rückzugsorten.

Haben Sie Appetit auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» sogar das beste Restaurant weit und breit.

Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr inneres und äusseres Wohlbefinden verbessert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und neue Energien tanken. Gönnen Sie sich diese Auszeit für Körper und Geist!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im Hotel «Giardino Ascona»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Dinner im «Hide & Seek»
- Eintritt «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda)
- City- und Mountainbikes
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

Spezialpreise (pro Person im DZ):

- 15. Mai bis 3. Juli 2020 und 16. August bis 18. Oktober 2020:
- Mid-Week: Fr. 535.– (statt Fr. 730.–)
- Weekend: Fr. 585.– (statt Fr. 840.–)
- 3. Juli bis 16. August 2020: Fr. 810.– (statt Fr. 880.–)

Buchung:

Gültig vom 15. Mai bis 18. Oktober 2020 (ausgenommen 21.–24. Mai, 30. Mai bis 1. Juni und 11.–14. Juni). Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardinohotels.ch/ascona

www.weltwoche.ch/platin-club

Die Reichen werden reicher

Von Beat Gygi — Die Zentralbanken wollen die Wirtschaft mit riesigen Summen zu neuen Investitionen anregen. Das Geld wird den normalen Leuten wenig bringen.



Mehr Wohlstand? EZB-Chefin Lagarde.

An den Finanzmärkten herrscht eine gehobene Stimmung, die in grellem Kontrast steht zur Schlechtwetterlaune, die bei Unternehmenschefs, Konjunkturexperten und Politikern zu spüren ist. In welcher Welt bewegen sich die Aktienmärkte, in der gleichen wie die Realwirtschaft? Lange, bis in den Februar hinein, haben sich die Corona-Probleme in den Börsenkursen kaum gezeigt, dann schossen diese zwischen Mitte Februar und Mitte März plötzlich so gewaltig nach unten, dass den meisten der Atem stockte. Als dann im März in vielen Ländern die Regierungen in synchronisierter Hektik ihre Shutdowns beschlossen, setzte jedoch eine Gegenbewegung ein, die sich bis heute hält. Wirtschaft abgewürgt, Börsenkurse beflügelt – wie soll man das deuten?

Geldschwemme

Sind die Aktienanleger der Überzeugung, dass es nach dem scharfen Einbruch bald zum raschen Aufschwung im Stil einer V-förmigen Rezession kommen wird? Sehen sie klarer als die schockierten Unternehmer, Konsumenten und Ökonomen? Ein Argument könnte lauten: Sie glauben, dass die Geldpolitik in den Unternehmen zu mehr Investitionen führen, die Produktion nach oben treiben und damit den Wert der Firmen steigern wird. Soeben

haben die tonangebenden Zentralbanker, Christine Lagarde von der Europäischen Zentralbank und Jerome Powell von der amerikanischen Fed, riesige Wertpapieraufkäufe angekündigt, die weitere Hunderte von Milliarden in die Wirtschaft bringen sollen. Wäre der Machbarkeitsglaube berechtigt, den Notenbanker gerne zur Schau stellen, müsste man sagen: Diese Spritzen werden zu mehr Wohlstand führen, der allen zugutekommt.

Es sieht aber vielmehr danach aus, dass die Geldschwemme vor allem die Reichen reicher machen wird. Das tönt etwas salopp, dahinter stehen aber mehrere Mechanismen, die den Finanzsektor und grosse Unternehmen begünstigen. Das Aufkaufen von Wertpapieren durch die Zentralbanken betrifft unter anderem Obligationen von Unternehmen, von einzelnen Firmen oder von Fonds. Die Zusatznachfrage nach diesen Obligationen steigert den Wert und den finanziellen Spielraum der Firmen. Das färbt kaum auf die Kleinen ab, die weniger günstige Konditionen haben. Bisweilen verhandeln Grossunternehmen direkt mit Regierungen, während für die Kleinen Standardverfahren gelten. Es sind auch sonst primär die grossen Unternehmen, die am Kapitalmarkt durch das Begeben von Anleihen neues Geld aufnehmen können, und in Tiefzinsphasen – wie sie seit der Finanzkrise herrschen – kommen sie günstiger zu neuem Geld als kleinere Firmen, die sich über teurere und stärker regulierte Bankkredite darum bemühen müssen.

Preisspirale nach oben

Und wie gelangt das Billigstgeld der Zentralbank sonst in die Wirtschaft? Im Prinzip über die Geschäftsbanken, die diese Mittel zur Kreditvergabe oder zum Investieren in Anlagen verwenden – wenn sie es nicht bei der Zentralbank parkieren. Die Kreditvergabe hat ihre Grenzen, lukrativer erscheint deshalb oft das Investieren in Aktien oder Immobilien, da diese Anlagen durch anhaltende Zuflüsse erst recht an Wert gewinnen. Diese Preisspirale nach oben entspricht einer Art Inflation, die aber nicht die normalen Güter des täglichen Gebrauchs trifft, sondern Investitionen der oberen Vermögensklassen. Gewiss, auch Kleine können in Aktien und unter Umständen in Immobilien investieren, aber bei der Komplexität, Schwankungsanfälligkeit und Schnelligkeit der Märkte haben die Profis aus dem Finanzsektor Vorteile. Sie sorgen jetzt für eine gehobene Stimmung an den Börsen.

Null Fälle



Barour à Steig Nielsen, Premier der Färöer.

Den Färöern laufen wegen des Klimas die jungen Frauen davon, es wachsen dort kaum Bäume in der langen Winterfinsternis. Und werden die Kreuzfahrtriesen je wieder ankern im wilden Inselgewirr? Dennoch ist er der beneidenswerteste Politiker des Erdballs im seit 999 nachgewiesenen Løgting, dem ältesten Parlament der Welt. Nicht, weil Bárour á Steig Nielsen mit nur einer Stimme Mehrheit, seiner eigenen, den Färöer-Archipel regiert, sondern wegen seiner Nullbilanz. Es gibt im nordatlantischen, seit 1948 von Dänemark weitgehend unabhängigen Inselstaat keinen einzigen Corona-Patienten mehr. Niemand starb an der Viruseuche. Die Inselbewohner reden ihre ureigene alte Sprache, ohne hässliche Fremdwörter wie Social Distancing. Es wird dort sogar wieder Fussball gespielt. Steig Nielsen, 48, selber war allerdings Handballer, als Nationalgoalie eine Art Staatsbewacher. Der Anwalt und Vater von vier Kindern kungelte im letzten Dezember für die bloss drittgrösste Partei der Unionisten das Amt des Regierungschefs aus.

Vielleicht vererbt sich ein Katastrophengedächtnis über Generationen. Die Färöer, ursprünglich von Wikingern besiedelt und von irischen Mönchen zivilisiert, wurden 1349/50 von der Pest heimgesucht und verloren einen Drittel ihrer Bevölkerung. Im Jahr 2000 bedrohte ein Virus die Lachszeit, die Haupteinnahmequelle der Färöer-Wirtschaft. Der Meeresbiologe Deber Christiansen baute ein Labor auf, das die Seuche ausrottete. Als er von den ersten Corona-Fällen in China hörte, läuteten bei ihm die Alarmglocken. Er polte sein Forschungsinstitut für Fische auf den Menschen um. So gelang es, ab März Hunderte Personen pro Tag zu testen, bei einer Population von 52 000, und die Ansteckungswege der 184 Betroffenen rasch aufzudecken. Sie feierten dort sogar schon einen Nobelpreisträger, den Mediziner Niels Ryberg Finsen im Jahre 1903. Er entdeckte in Dänemark die heilende Wirkung des Lichts bei Hauttuberkulose, und es heisst, er sei nie mehr auf die sonnenarmen Inseln zurückgekehrt. Peter Hartmann

Demo-Dilemma

Von Alex Baur — Linke und Rechte finden sich plötzlich in ungewohnten Rollen wieder.

Die Polizisten in diesem Land können einem leidtun. Am 1. Mai wurden sie von rechts kritisiert, weil sie den verbotenen Proletarier-Umzug in Basel tolerierten. In Zürich, wo jede klassenkämpferische Zusammenrottung im Keim erstickt wurde, geisselten Linke den Einsatz als unverhältnismässig.

An den folgenden Wochenenden war es dasselbe, einfach mit umgekehrten Vorzeichen. Jetzt waren es tendenziell die Rechten, die das polizeiliche Einschreiten gegen die Corona-Rebellen übertrieben fanden. Die Linken dagegen verfolgten die unbewilligten Demos mit Argusaugen. Gemäss Medienberichten sollen sich hinter dem bunten Haufen brandgefährliche rechtsextreme Verschwörer verbergen, gegen die man gar nicht hart genug vorgehen kann.

Krawallmontur und Schutzmasken

Bei so viel Kritik aus allen Richtungen darf man getrost annehmen, dass die Polizei ihre undankbare Aufgabe grosso modo ordentlich gemeistert hat. Sogar die Ausrüstung war adäquat. Wo der schwarze Block agiterte, trat sie in Krawallmontur an. Bei den Corona-Rebellen, die nicht an eine erhöhte Virengefahr glauben, waren Schutzmasken angesagt.

Doch so einfach ist es nicht. Der Strassenprotest hat zwar generell einen schweren Stand in der direkten Demokratie. Wer etwas auszusetzen hat, dem stehen viele Möglichkeiten offen, seine Anliegen auf ordentlichem Weg einzubringen. Trotzdem ist das Demonstrationsrecht unbestritten. Es garantiert, dass die herrschende Mehrheit eine Minderheit nicht erdrückt, unbesehen davon, wer recht hat.

Die Corona-Demos richten sich in erster Linie gegen ein Regime, das zentrale Grundrechte vorübergehend ausser Kraft gesetzt hat. Das Notrecht ist zwar gesetzlich geregelt, und die grosse Mehrheit der Bevölkerung ist zweifellos der Meinung, dass die Voraussetzungen gegeben sind. Nur ist das eben die klassische Situation, in der die Minderheit ihrem Unmut auf der Strasse Luft macht.

Die Demonstrationen gegen das Demonstrationsverbot offenbaren ein unlösbares Dilemma. Insofern hatte das Lavieren der Polizei, die dem Gesetz situativ mal mehr, mal weniger Nachachtung verschaffte, etwas Versöhnliches. Nur in totalitären Staaten ist alles durchreglementiert.

Viktor Orbáns Weg

Von Kurt W. Zimmermann — Wie schon die Flüchtlingskrise hat Viktor Orbán auch den Corona-Notfall viel besser als andere Länder gemeistert.

Ich komme gerade vom Einkaufen in mein Haus zurück. Es ist 11.30 Uhr.

Dass es 11.30 Uhr ist, hat seine Bedeutung. In Budapest, wo ich die letzten Wochen verbracht habe, gibt es seit Corona eine originelle Einkaufsordnung. Zwischen neun und zwölf Uhr am Morgen dürfen nur jene Kunden in die Geschäfte, die über 65 Jahre alt sind, also die Risikogruppe, zu der auch ich inzwischen zähle.

Auch sonst war in Ungarn zuletzt vieles anders als in der Schweiz. Die Geschäfte zum Beispiel, von Shoppingcentern bis zu Gemüsemärkten, konnten trotz Corona offen halten. Und unten an der Donau, wo ich in der Nähe wohne, gab es trotz Virus in den kleinen Schenken Weisswein und Bier.

Es lebte sich angenehm in Budapest in den letzten Wochen. Man fühlte sich nicht in einer faschistoiden Diktatur.

Diesen Eindruck konnte man Ende März allerdings durchaus gewinnen. Das ungarische Parlament bewilligte damals wegen Corona unbefristete Sondervollmachten für Ministerpräsident Viktor Orbán. Die westlichen Zeitungen überschlugen sich in seitenlangen Verrissen über dessen schändliche Zerstörung der Demokratie. «Es ist höchste Zeit, Viktor Orbán zu stoppen», empörte sich etwa der *Tages-Anzeiger* in seinem Leitartikel über diese «Autokratie».

Rückkehr in die Normalität

Am letzten Freitag gab Orbán seine Sondervollmachten wieder zurück. So schnell können Diktaturen kommen und gehen. Diesmal aber schrieb der *Tages-Anzeiger* über Orbán kein Wort.

Viktor Orbán konnte sich die Rückkehr in die Normalität locker leisten. Ungarn gehört beim Kampf gegen Corona bisher zu den erfolgreichsten Ländern Europas. Bis heute gibt es 3600 Infizierte. Die Schweiz, mit etwa gleich vielen Einwohnern, hat über 30 000 Infizierte. Auch der Nachbar Österreich, ebenfalls gleich gross, zählt fünfmal mehr Fälle als Ungarn.

Ungarn könnte ein Beispiel dafür sein, dass in der Krise der gesunde Menschenverstand eine kluge Strategie war. Orbán verhängte keinen brutalen Shutdown wie in der Schweiz, liess aber auch kein Laissez-faire wie in Schweden zu, sondern versuchte einen wirtschaftsfreundlichen Mittelweg. Die Schulen und Restaurants wurden geschlossen, aber Gelaterias und Bistros durften über die Strasse verkaufen. Populäre Parks in Budapest waren ge-

sperrt, aber Sportplätze blieben offen. Der gesamte Detailhandel, von Buchhandlungen bis Boutiquen, konnte den Betrieb aufrechterhalten, aber die Kunden mussten stets Masken tragen.

Orbán nutzte seine Beziehungen zu China und kaufte dort schon im Februar weit über hundert Millionen Gesichtsmasken ein. Während es in der Schweiz eine Mangelware war, wurde Ungarn unter einer Lawine von Gesichtsmasken begraben. Selbst in Einkaufszentren stehen prallvolle Maskenautomaten.

Nationalistischer Appell kam an

Orbán mahnte seine Landsleute ununterbrochen zur Hygiene- und Distanzdisziplin. «Ungarn, ich will stolz auf euch sein», sagte er. Der nationalistische Appell kam an. Wie in der Flüchtlingskrise, so sagen die Ungarn heute, haben wir ganz Europa nun schon zum zweiten Mal gezeigt, wie man es richtig macht.

Am letzten Wochenende deregulierte Orbán dann das Land. Nachdem er das Ende seiner Sondervollmachten angekündigt hatte, gingen auch alle Restaurants wieder auf.

Eine Regel des bisherigen Corona-Regimes allerdings hob Orbán nicht auf. Zwischen neun und zwölf Uhr sind in allen Shops weiterhin nur Kunden zugelassen, die älter als 65 Jahre sind. Mir soll's recht sein.



Kluge Strategie: Ministerpräsident Orbán.

Bleistift der Freiheit

Von Eugen Sorg — Es ist absurd: Was als Remedur zur Eindämmung der Pandemie gedacht ist, erweist sich allerorten als grösseres Übel denn die Krankheit selbst.

Es ist ein atemberaubender, ein historischer Vorgang. Die allermeisten Regierungen der Welt rufen den Notstand aus, schliessen Schulen, Universitäten und einen grossen Teil der Wirtschaftsbetriebe und weisen die Bevölkerung an, ihre Wohnungen nicht zu verlassen. Der Grund für diese beispiellosen Massnahmen ist nicht etwa eine Invasion feindlicher Aliens auf der Erde, sondern ein neues, wahrscheinlich von chinesischen Flughunden oder Fledermäusen abstammendes grippeähnliches Virus.

Obwohl bald erkennbar wird, dass das infektiöse Minipartikel in der Regel nur für eine klar begrenzte Risikogruppe tödlich werden kann – für alte, mehrfach vorerkrankte Menschen, häufig in Spitälern, Alters- und Pflegeheimen, wo man sie gezielt schützen könnte –, fügen sich die Leute auf allen Kontinenten, ohne zu murren, in das Diktat einer generationenübergreifenden Quarantäne. Obrigkeitsglaube, durch Medien befeuerte Panik und archaische Ängste vor einem unsichtbaren Erreger sind stärker als Vernunft und Freiheitsinstinkt.

Das Coronavirus wird besiegt werden. Entweder weil es einfach wieder spurlos verschwindet, wie zu Beginn dieses Millenniums sein aggressiver, ebenfalls chinesischer Verwandter Sars; oder wie vor rund hundert Jahren der Supererreger der tödlichen Spanischen Grippe; oder weil die weltweit fieberhaft arbeitenden Forscher ein Medikament oder einen Impfstoff finden.

Vermutlich weniger schnell wird sich die Wirtschaft erholen. Millionen werden arbeitslos, Betriebe gehen in Konkurs, die globale Wirtschaftsleistung schrumpft, die Staatskassen leeren sich, Wohlstand wird vernichtet. Besonders leiden werden die Länder des Südens. Das World Food Programme der Uno prognostiziert eine Zahl von 260 Millionen Hungernden bis Ende Jahr – doppelt so viele wie im Vorjahr. Indien zum Beispiel verordnet seinen 1,3 Milliarden Einwohnern eine Ausgangssperre und die Schliessung von Abermillionen Läden und Gewerben. Chaos bricht aus, Unzählige sind direkt in ihrer Existenz bedroht. Zum Zeitpunkt des Lockdowns verzeichnet das Land rund 700 Corona-Tote. Aber 450 000 sterben jedes

Jahr an Tuberkulose und 10 000 an Malaria. Es ist absurd: Was als Remedur zur Eindämmung der Pandemie gedacht ist, erweist sich allerorten als grösseres Übel denn die Krankheit selbst.

Das Politiker, Seuchenexperten und Medien einen Hang zu düsteren Prognosen an den Tag legen, hat verschiedene Gründe. Die Beschwörung einer zivilisatorischen Katastrophe kann Ausdruck von Besorgnis sein, verschafft den Staatsvertretern jedoch auch Macht, den Virologen eine prophetische Aura und den kriselnden Medien ein erlösungsbedürftiges Publikum. Dabei stehen die Untergangsorakler immer auf der sicheren Seite. Sterben weniger Menschen als vorausgesagt, wird dies als Erfolg der Abwehrmassnahmen, das heisst des Lockdowns, reklamiert. Sterben mehr als prognostiziert, kann man erklären, dass es ohne Lockdown noch viel mehr Tote gegeben hätte.

Die offensichtliche Kopflösigkeit, mit der in den letzten Monaten der Notstand ausgerufen und der Wirtschaft der Stecker gezogen wurde,

kann nicht nur mit Machtfreude, Eitelkeit und Opportunismus der Eliten erklärt werden. Mitgespielt hat auch ein Unwissen über ökonomische Zusammenhänge. Die heute im Westen aktive Politikergeneration ist in einem kapitalismuskritischen Zeitgeist sozialisiert worden. Das Märchen, dass Afrika so arm sei, weil wir so reich sind, wird bis weit in bürgerliche Kreise hinein geglaubt. Das Attribut «wirtschaftsfreundlich» gilt in Journalistenkreisen als Schimpfwort, unternehmerisches Streben nach Profit als anrühlich und die Umverteilung von Vermögen als moralisches Projekt. Und der Lockdown wird als Gelegenheit gesehen, dieses mittels staatlicher Eingriffe voranzutreiben.

Warum der Kapitalismus, die freie Marktwirtschaft, jedoch das erfolgreichste Wirtschaftsmodell ist und – ausgehend von einigen Ländern des Westens – zu einem noch nie gesehenen globalen Wohlstandsschub geführt hat, versuchte der amerikanische Ökonom Leonard E. Read vor über sechzig Jahren in seinem Essay «I, Pencil» («Ich, der Bleistift») zu erklären. Der kurze, prägnant und anschaulich geschriebene Text gehört zu den bekanntesten Texten der Wirtschaftsliteratur. Read zeichnet nach, wie viel Spezialwissen, Technologie, Logistik hinter der Produktion eines einfachen Bleistifts steckt. Bestimmte Bäume müssen gefällt werden, dazu braucht es Sägen aus gehärtetem Stahl, Lastwagen, Seile, Eisenbahnverbindungen, Sägewerke, wo die Stämme mit Präzisionswerkzeugen in Stäbchen geschnitten, getrocknet, gefärbt werden. Später mit in Sri Lanka gefördertem und in die USA verschifftem Grafit versehen, der allerdings noch mit verschiedensten Stoffen verarbeitet werden muss, bevor er sich als Schreibmine eignet. Man benötigt Ton vom Mississippi, Rapsöl aus Indonesien, Bimsstein aus Italien, Messing aus Zink- und Kupferminen.

Hunderttausende Menschen sind auf irgendeine Weise an der Herstellung des simplen Stifts beteiligt. Kein einzelner Mensch hätte das Wissen, dieses erstaunliche Werk alleine zu schaffen, schreibt Read. Noch erstaunlicher sei es, dass hinter all den unzähligen Aktionen kein Planer oder führender Kopf stehe. Die hochkomplexe Schöpfung sei das Resultat der kreativen Kraft der Menschen, die, wenn sie frei und ungehindert ausprobieren können, geeignete Antworten auf die Notwendigkeiten und Bedürfnisse des Lebens finden. Bessere Antworten, als Chefbürokraten, staatliche Experten und Wirtschaftsgelehrte je geben können. Reads Aufsatz sollte Pflichtlektüre für alle angehenden und aktiven Politiker sein.



Lauber auf dem Scheiterhaufen

Von Christoph Mörgeli — Die meisten Politiker und Journalisten wollen Bundesanwalt Michael Lauber aus dem Amt hebeln. Er aber lässt sich nicht rausekeln. Lauber hat recht. Die Argumente seiner Gegner sind dürftig.

Die öffentliche Diskussion um Bundesanwalt Michael Lauber hat etwas verstörend Irrationales. Zeitungsredaktionen, Parlamentarier und ein erheblicher Teil der Bevölkerung wollen ihn um jeden Preis weghaben. Kritischen Einwänden und unumstösslichen Fakten gegenüber scheint das Anti-Lauber-Lager völlig unzugänglich. Das Wort Fifa ist für dieses gleichbedeutend mit Korruption, der Name Infantino etwa so ehrenhaft wie der eines sizilianischen Mafiabosses. Es ist höchste Zeit, innezuhalten und durchzuatmen.

Entgegen vielen Medienberichten ist die Fifa beim Bestechungsverdacht rund um die Vergabe der Fussballweltmeisterschaft 2006 an Deutschland nicht Beschuldigte, sondern geschädigte Verfahrenspartei. Ein Treffen auf Führungsebene zwischen Bundesanwalt Lauber und Gianni Infantino kann für die Verfahrenseffizienz durchaus als notwendig beurteilt werden; beide pflegen ansonsten keinerlei persönliche Beziehung. Bei schlichtweg gewaltigen Aktenbergen gilt es, Verzögerungen zu vermeiden. Hauptsächlich um die Anzahl und die Protokollierung solcher Treffen zwischen Lauber und Infantino dreht sich das, was gegenwärtig zu einer staatlichen Institutionskrise hochgestemmt wird.

Die drei Treffen in den Jahren 2015, 2016 und 2017 sind teilweise verjährt, fanden jedenfalls allesamt statt, bevor die Aufsichtsbehörde am 22. November 2018 der Bundesanwaltschaft eine «Empfehlung» zur Dokumentation von Gesprächen erteilte. Ob vor dieser «Empfehlung» gemäss Strafprozessordnung zwingend Protokolle erstellt werden mussten, ist Gegenstand komplexer juristischer Auseinandersetzungen. Die Untersuchung der Aufsichtsbehörde, die selbst die Konsumation von «fünf Snacks zu CHF 6.00» im Berner Hotel «Schweizerhof» protokollierte, atmet allerdings den Geist von Kleinkarierteit, ja Rachsucht. In Rage geriet die Aufsicht vor allem, weil sie befand, der Bundesanwalt habe ungenügend kooperiert.

Laut «verfügbaren Akten» nicht korrupt

So schlägt die Anklage einen hochemotionalen Ton an, als ginge es um Mord und Totschlag. Nicht weniger als dreizehn (teils verjäherte) Amtspflichtverletzungen werden dem Bundesanwalt zur Last gelegt. Gegenüber dem Anspruch Laubers auf rechtliches Gehör stellten sich die Vorgesetzten taub: «In der Stellungnahme wird die Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft in genereller Weise kriti-

siert, was nicht zu hören ist.» Die Kampfschrift wirft mit Adjektiven wie «unglaublich», «grob-fahrlässig», «faktenwidrig» oder «wahrheitswidrig» nur so um sich. «Sein Rechtsverständnis ist gesetzwidrig», heisst es da oder dass «der Bundesanwalt seine Person über sein Amt stellt». Zusammengefasst, wird der Stab über Michael Lauber so gebrochen: «Im Kern zeigt er ein falsches Berufsverständnis.»

Doch das Disziplinarverfahren der Aufsicht ist seinerseits das Gegenteil eines fachlichen Prunkstücks. So leistete sich die Behörde unter dem früheren Zuger Regierungsrat Hanspeter Uster (Sozialistisch-Grüne Alternative) die Peinlichkeit, vier (!) externe Juristen mit der Untersuchung zu beauftragen, was das Bundesverwaltungsgericht prompt als rechtswidrig beurteilte. Doch Usters Gremium wollte sich mit dieser Watsche nicht abfinden und zog das Urteil ans Bundesgericht weiter. Dort erlitt es die zweite Schlappe, indem die oberste Ins-

Die Untersuchung atmet den Geist von Kleinkarierteit, ja Rachsucht.

tanz entschied, die Aufsichtsbehörde sei überhaupt nicht beschwerdeberechtigt.

Also machten sich die Aufseher wohl oder übel selber an die Arbeit. Ihre Verfügung gegen Bundesanwalt Lauber vom 2. März trägt die Handschrift von Alexia Heine und Hanspeter Uster. Sowohl die SVP-Bundesrichterin wie auch der linke Aufsichtspräsident lassen kein gutes Haar an Laubers Arbeit, Fachkenntnis und Charakter. Selbst die sanktionsmindernden Argumente sind vergiftet: «In den verfügbaren Akten» seien keine Hinweise enthalten, «dass der Bundesanwalt unrechtmässige Geld-, Sach- oder Personaldienstleistungen empfangen» habe. Solche Sätze lassen verstehen, dass Michael Lauber seiner Aufsicht tief misstraut und die ihm auferlegte Disziplinierung an die nächste Instanz weiterzieht. Den grössten Bock schoss die Aufsichtsbehörde aber, indem sie trotz ihrer Tiraden darauf verzichtete, einen Antrag auf eine Amtsenthebung Laubers an die Gerichtskommission zu stellen. Die beschlossene Disziplinar-massnahme bestand nicht einmal in der maximal möglichen Lohnkürzung von 10 Prozent, sondern lediglich in einer solchen von 8 Prozent.

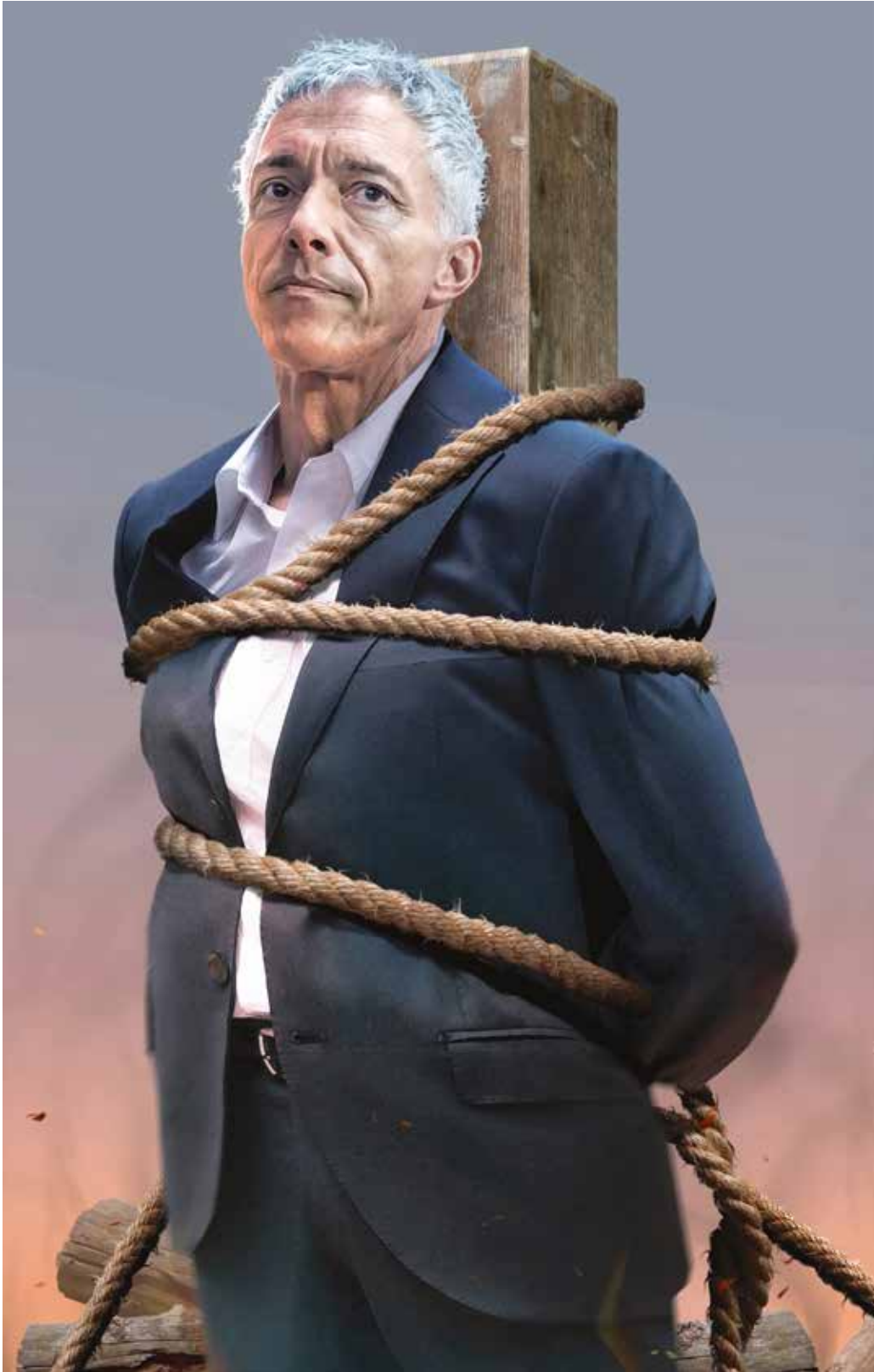
Nun ist durchgesickert, dass sowohl Bundesrichterin Alexia Heine wie auch Hanspeter

Uster eine Amtsenthebung befürworteten – was angesichts ihrer verbalen Breitseiten immerhin konsequent war. Eine Mehrheit der siebenköpfigen Behörde zog allerdings die Handbremse, im Wissen, dass das Strafbehördenorganisationsgesetz in Artikel 21 die Gründe für ein Amtsenthebungsverfahren abschliessend regelt. Demnach kann die Wahlbehörde ein Mitglied der Bundesanwaltschaft vor Ablauf der Amtsdauer seines Amtes nur entheben, wenn dieses «vorsätzlich oder grob fahrlässig Amtspflichten schwer verletzt hat oder die Fähigkeit, das Amt auszuüben, auf Dauer verloren hat». Dazu genügen die dem Bundesanwalt vorgehaltenen Pflichtverletzungen schwerlich.

Der Thormann-Skandal

Eine unrühmliche Rolle spielt aber auch die parlamentarische Gerichtskommission. Sie beschloss vor der Wiederwahl von Bundesanwalt Lauber im letzten September, seine Kandidatur nicht zu unterstützen. Als die Bundesversammlung Lauber trotzdem bestätigte, war die Kommission gründlich desavouiert. Die neuste Entwicklung wollen etliche Mitglieder der Gerichtskommission für eine Revanche benutzen. Volksvertreter wie Matthias Aebischer (SP), Sibel Arslan (Grüne), Lorenz Hess (BDP) oder Christa Markwalder (FDP) sahen mit dem Aufruf zur Abwahl die Chance ihrer politischen Profilierung, während Ständerat Daniel Jojtsch (SP) wegen eines persönlichen Mandats mit dem Bundesanwalt im Streit liegt. Sollte die Gerichtskommission ein Amtsenthebungsverfahren gegen Lauber beschliessen, würde sie – rechtsstaatlich höchst problematisch – in ein laufendes Verfahren eingreifen. Auch ein Bundesanwalt hat Anrecht auf den gesamten Instanzenzug, notfalls bis nach Strassburg. Alles andere kommt einer unzulässigen Vorverurteilung gleich. Dies scheint dem derzeitigen Präsidenten der Gerichtskommission, Ständerat Andrea Caroni (FDP), bewusst zu sein, leitet er doch die «Impeachment»-Beratungen bislang mit Bedacht.

Peinlich handelte die Gerichtskommission, als sie im Februar 2019 dem Parlament Olivier Thormann (FDP) zur Wahl als Bundesstrafrichter empfahl. Thormann war noch drei Monate zuvor Chefermittler der Bundesanwaltschaft in Sachen Weltfussballverband Fifa gewesen. Er suchte allerdings allzu stürmisch die Nähe zum damaligen Fifa-Chefjuristen Marco Villiger. Man ass zweimal gemeinsam in Klubs, machte Duzis, und Thormann sandte Villiger SMS-



Respektabler Leistungsausweis: oberster Strafverfolger Lauber.

Nachrichten, die dieser als höchst unangebracht empfand. Dieser Mangel an gebotener Distanz war ein grober arbeitsrechtlicher Verstoss gegen die internen Verhaltensregeln, so dass sich Bundesanwalt Michael Lauber von Thormann trennte. Kurz darauf in die Rolle eines Bundesstrafrichters nach Bellinzona versetzt, müsste Thormann jetzt als ehemaliges Geschäftsleitungsmitglied der Bundesanwaltschaft ständig in den Ausstand treten. Vor allem hat Thormann gegenüber Lauber eine gesalze-

ne Rechnung offen. War es ein Zufall, dass das Bundesstrafgericht durch eine Verzögerung vom 6. August 2019 bis zum 21. Januar 2020 bewirkte, dass die Anklagepunkte über die Vergabe der Fussballweltmeisterschaft 2006 an Deutschland der Verjährung anheimfielen? Im medialen Regen stand danach hauptsächlich Bundesanwalt Lauber.

Michael Lauber verfügt im Vergleich zu seinen Vorgängern Carla Del Ponte, Valentin Roschacher oder Erwin Beyeler über einen res-

pektablen Leistungsausweis. Das bestätigen unisono die Justiz- und Polizeidirektoren sowie die Staatsanwälte in den Kantonen. Die Bundesanwaltschaft erfüllt ihren Auftrag als unabhängige, sich selbst verwaltende Behörde, wobei sie die Organisation sowie den Personal- und Mitteleinsatz eigenständig regelt. Doch mit Hanspeter Uster übernahm 2018 ein Aufsichtspräsident das Zepter, der seine Aufgabe weit umfassender definiert, als es Bundesanwalt Lauber zulassen will. So setzte Usters Gremium über seinen Tätigkeitsbericht 2019 die selbstgefällige Medienmitteilung: «Die Aufsichtsbehörde Bundesanwaltschaft verstärkt ihre Aufsicht.» Eigentlich dürfte sich diese nur mit einzelnen laufenden Verfahren von unbestritten systemischer Relevanz befassen. Dies scheint Uster allerdings nicht zu genügen. Er findet es unerlässlich, mit Hilfe von «konkreten Fällen» beziehungsweise der «wichtigsten Fälle» «einen Überblick» über die «Tätigkeit, Organisation und Leitung der Bundesanwaltschaft durch den Bundesanwalt zu erhalten».

Übergriff auf seinen Kompetenzbereich

Mit guten Gründen beurteilt Bundesanwalt Michael Lauber diese Arbeitsmethode als Übergriff auf seinen Kompetenzbereich. Atmosphärisch klappte es zwischen dem introvertierten, detailbesessenen und misstrauischen Hanspeter Uster und dem pragmatischen, kommunikativen, weltgewandten Lauber ohnehin nie. Im Fall der Fifa kam es zum grossen Eklat, der jetzt die Institution unserer vierten Staatsgewalt in den Grundfesten erschüttert.

Selbstverständlich mögen Michael Lauber Fehler unterlaufen sein; eine Nullfehlerkultur kann es bei einer Bundesanwaltschaft mit ihren hochkomplexen internationalen Fällen unmöglich geben. Es ist aber nachvollziehbar, dass sich Lauber als Verantwortlicher einer Amtsstelle zur Wehr setzt, wenn die Aufsicht an ihm vorbei direkt von den Untergebenen Akten einfordert. Und dass die befragten Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft ihre Rechtsbeistände aus dem eigenen Sack bezahlen müssen, erstaunt als Forderung, die sonst bei Rechtsverfahren gegen Exponenten der öffentlichen Verwaltung noch nie erhoben wurde.

Statt eine Treibjagd auf Michael Lauber zu veranstalten, sollte die Politik endlich die verfehlte Aufsichtsstruktur anpacken. Die Bundesanwaltschaft ist Teil der Exekutive und gehört unter die Aufsicht des Eidgenössischen Justizdepartementes. Die freischwebende Aufsichtsbehörde von sieben Milizlern war von Anfang an eine zur Führung untaugliche Missgeburt. Zumindest müsste die Aufsichtsbehörde an Kopf und Gliedern grundsätzlich erneuert werden. Jedenfalls liegt es zuletzt an jenen Politikern, den Schutz der Institution Bundesanwaltschaft einzufordern, die sie durch ihre unbedachten Äusserungen Tag für Tag beschädigen.

Personenkontrolle

Sommaruga, Jositsch, Salzmann, Noser, Nufer, Keller-Sutter, Markwalder, Nussbaumer, Forster, Baeriswyl, Rimoldi, Binder, Rutz, Glarner, Graf, O'Leary, Johnson

Simonetta Sommaruga, Notstandsofener, war zuversichtlich. Am Davoser Weltwirtschaftsgipfel rühmte die Bundespräsidentin und SP-Politikerin die humanitären Dienste der Schweiz für den Iran. Im Einvernehmen mit den USA werde sie bald Medikamente und Nahrungsmittel in die von Sanktionen belegte Islamische Republik schicken. Doch obwohl das sogenannte Swiss Humanitarian Trade Arrangement (SHTA) Ende Februar in Kraft trat, müssen sich die Iraner weiterhin gedulden. Schuld daran seien vor allem die Unternehmen im Pharmabereich, die wegen der Corona-Pandemie plötzlich «mit ganz anderen Prioritäten» konfrontiert waren, lässt das zuständige Amt SHTA verlauten. Und wieder heisst es, dass die ersten Transaktionen «bald» abgewickelt werden können. (ph)

Daniel Jositsch, Verdreher, zeigt sich als geschickter Anwalt in eigener Sache. Als kürzlich im Ständerat beraten wurde, ob man die Abstimmungen in der kleinen Kammer während der Corona-Session geheim durchführen sollte, stimmte Sozialist Jositsch gegen einen Antrag von SVP-Ständerat **Werner Salzmann** für eine transparente Namensliste bei allen Abstimmungen. Pech für Jositsch, dass dann sein Nein zu dem Antrag publik wurde und ihm Bürger deswegen böse Mails schickten. Aber der schlaue Rechtsprofessor wusste sich zu helfen. Raffiniert drehte er die Geschichte in seinem Antwortschreiben so, als sei er bei der Debatte als Vorkämpfer für mehr Transparenz aufgetreten. Was aber nicht zutrifft: Tatsächlich hat Jositsch, nachdem der Antrag Salzmann mit seiner Hilfe versenkt worden war, erfolgreich einen eigenen platziert. Darin verlangte er, dass die Ständeräte bei den Abstimmungen lediglich aufstehen – ohne Namensliste und ohne Protokoll, wer wie abstimmte. Verglichen mit dem parlamentarischen Normalbetrieb und dem Begehren Salzmanns hat sich Jositsch also nicht für mehr, sondern für deutlich weniger Transparenz eingesetzt. (hmo)

Ruedi Noser, Revoluzzer, hat kein Verständnis für die Corona-Übertreibungen der Polizei. «Irgendwann wird ziviler Ungehorsam



Weniger Transparenz: Ständerat Jositsch.



«Idiotisch»: Ryanair-Chef O'Leary.



New York muss warten: Diplomatin Baeriswyl.



Direkte Demokratie: Politiker Rimoldi.



Antizyklisch: NZZ-CEO Graf.

zur Bürgerpflicht», schrieb der Zürcher FDP-Ständerat wenig staatsmännisch auf Twitter. Anlass war ein Bericht der *Neuen Zürcher Zeitung*: Die Zürcher Stadtpolizei hatte ein Paar wegen Verletzung der Abstandsregeln gebüsst, obwohl die beiden seit Jahren in einer häuslichen Gemeinschaft leben. Gar keine Freude an Nosers Ausbruch hatte CVP-Präsident **Gerhard Pfister**. «Noser zündelt», kritisierte er. «Bemerkenswert für einen Politiker, der die Gesetze akzeptierte, gegen die er jetzt zum Widerstand aufruft. Für das Resultat dürfen dann Polizisten den Kopf hinhalten.» (fsc)

Christoph Nufer, Musikant, wechselt, wie an dieser Stelle bereits vermeldet, als Kommunikationschef zu Justizministerin **Karin Keller-Sutter** (FDP). Nufer leitet seit 2016 die Bundeshausredaktion des Schweizer Fernsehens. Ihm eilt ein Ruf als EU-Turbo voraus. Wie die *Weltwoche* kürzlich erfahren hat, tritt er an der sogenannten Euroinferno-Konferenz auf: Alljährlich im Januar treffen sich in Braunwald GL die Schweizer EU-Freunde zum Stelldi-

chein bei Skifahren und Fondue. Regelmässige Teilnehmer sind die frühere Präsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) und FDP-Nationalrätin **Christa Markwalder**, SP-Nationalrat **Eric Nussbaumer** und Foraus-Gründer **Nicola Forster** (GLP) sowie (Halb-)Prominenz aus der europäischen Diplomatie. Spätabends sorgte Nufer mehrmals als DJ für Stimmung bei den Brüssel-begeisterten Party-People, «im privaten Rahmen», wie er auf Anfrage sagt – die ideale Voraussetzung, um dem Volk bei EU-Abstimmungen den Marsch zu blasen. (fsc)

Pascale Baeriswyl, Heimwerkerin, hätte eigentlich am 1. Mai ihre neue Position als Chefin der Schweizer Uno-Mission in New York antreten sollen. Aber der offizielle Stellenantritt der früheren EDA-Staatssekretärin hat sich wegen der Covid-19-Krise und der Lage in New York verschoben. Geplant ist, dass Baeriswyl nun in der ersten Junihälfte nach New York reist. Aufgrund der strengen Quarantäne-Vorschriften vor Ort werde sie ihr Amt voraussichtlich erst gegen Ende Juni offiziell antre-

ten, gibt das EDA auf Anfrage bekannt. Bis zu ihrer Abreise verbringt die neue Schweizer Botschafterin bei den Vereinten Nationen ihre Zeit im ruhigen Home-Office. (hmo)

Nicolas A. Rimoldi, Direktdemokrat, heizt der Bundeskanzlei ein. Vor ein paar Wochen organisierte der Luzerner Jungfreisinnige und Kampagnenleiter der Volksinitiative für ein E-Voting-Moratorium ein Schreiben von zehn Initiativ- und Referendumskomitees an den Bundesrat. Darin verlangten die Absender die Wiederherstellung der direktdemokratischen Rechte: Solange der Bundesrat Versammlungen verbiete, sei es unmöglich, Unterschriften zu sammeln. Daher sei eine Fristerstreckung unumgänglich. Die Forderung erhält jetzt gewichtige Unterstützung. Auf Antrag der Nationalräte **Marianne Binder** (CVP) und **Gregor Rutz** (SVP) hat die Staatspolitische Kommission des Nationalrats an ihrer letzten Sitzung überparteilich und einstimmig entschieden, beim Bundesrat mit einem eigenen Brief auf Lösungsvorschläge zu dringen. Dies bestätigt Kommissionspräsident **Andreas Glarner** (SVP) gegenüber der *Weltwoche*. (fsc)

Felix Graf, Grossraumbüro-Mohikaner, verhält sich in Zeiten des Social Distancing und des Home-Office antizyklisch. Der CEO der *Neuen Zürcher Zeitung* verordnete in den altehrwürdigen Gemäuern an der Falkenstrasse die Aufhebung der Einzelbüros und den Beginn des Grossraumbüro-Zeitalters. Die fünf Millionen Franken teuren Umbauarbeiten wurden pünktlich Mitte März gestartet – just als das NZZ-Personal auf Kurzarbeit gesetzt und ins Heimbüro geschickt wurde. Das Sparpotenzial durch die neue Raumaufteilung und die Untervermietung von frei werdenden Büros wird auf 500 000 Franken pro Jahr beziffert. Die Plexiglasscheiben, die zur Wahrung der Hygienerichtlinien und zur physischen Abtrennung der Grossraumbüro-Insassen benötigt werden, sind in diesem Betrag allerdings noch nicht einberechnet. (tre)

Michael O'Leary, Flugkapitän, liest der Regierung von Premierminister Boris Johnson die Leviten. Der CEO von Europas grösster Airline, Ryanair, stört sich an der im Vereinigten Königreich geplanten Vierzehn-Tage-Quarantäne für alle, die aus dem Ausland einreisen (mit ein paar wenigen Ausnahmen wie etwa Reisende, die aus Frankreich kommen). Gegenüber BBC-Radio sagte O'Leary, die Idee der Regierung sei «idiotisch und nicht implementierbar». Er rechnet damit, dass der Plan noch vor dessen Inkrafttreten am 1. Juli wieder aufgegeben werde. Ryanair will den Flugbetrieb bis im Sommer wieder auf 40 Prozent hochfahren. (fsc)

Nachruf



Weltsensation: Las-Vegas-Star Roy.

Roy Horn (1944 – 2020) — Roy Horn (1944–2020) — Wenn er aufwachte, trank er einen Schluck Heimat. Ein Gläschen Karmelitegeist-Kräuterschnaps von Nonnen aus Regensburg: «Das ist mein Lebenselixier!», so prostete er Besuchern zu auf dem Anwesen «Little Bavaria» vor Las Vegas. Roy Horn aus Bremen lebte seinen Traum, stürzte durch eine Tragödie und unterlag Corona. Er war der Schönerer, der Athletischere, der Animalischere des Magier-Dream-Teams Siegfried & Roy. Sie hatten *den* Topvertrag in Las Vegas: 57 Millionen Dollar für fünf Jahre. Roy und Siegfried waren ein magisches Wunder wie Blitz und Donner. Roy zauberte 27 weisse Tiger und Lö-

wen auf die Bühne, Siegfried zauberte sie weg und zurück. Eine Weltsensation.

Uwe Ludwig Horn wurde am 3. Oktober 1944 geboren. Mit zehn schenkte ihm sein Onkel einen Jahrespass für den Zoo. Sein bester Freund wurde Schimpanse Chico. Mit sechzehn heuerte er als Steward auf dem Traumschiff «SS Bremen» an. Er lernte Zauberer Siegfried Fischbacher, 21, kennen und lieben. Sie wurden die Könige von Las Vegas. Casino-Milliardär Wynn: «Ihre Show war jugendfrei, und Touristen brauchten kein Englisch zu verstehen.» An seinem 59. Geburtstag strauchelt Roy auf der Bühne und fällt wie ein Baum. Sein weisser Lieblingstiger Montecore vergräbt seine Fangzähne in seinem blutigen Genick und schleift sein Herrchen in den Schatten. Schlaganfall! Halbseitig gelähmt. Koma. Rollstuhl. Der Winter der Karriere.

Das Ende kam unsichtbar – mit Corona. Siegfried betete in seiner Privatkapelle. Roy hatte Angst vor der Klinik. Ihr letzter Kontakt transzendierte durch eine Glasscheibe. Siegfried, 80, zur *Bild am Sonntag*: «Wir haben uns ein Leben lang ohne Worte verstanden. Also habe ich ihn in Gedanken gefragt: <Geht es dir gut, Roy?> Da hat er mit dem Kopf genickt. Dann habe ich gefragt: <Möchtest du gehen?> Dann hat er mir mit den Fingern ein Zeichen gegeben: Ja!»

Siegfried wird jeden Abend für Roy die Teller und die Gläser decken lassen: «Ich bin nicht allein.» Siegfried über Roys Vermächtnis: «Er hatte keine Angst vor dem Leben und keine Angst vor der Liebe. Er liebte sein Leben und bereute nichts.» *Norbert Kördörfer*

DIE  WELTWOCH

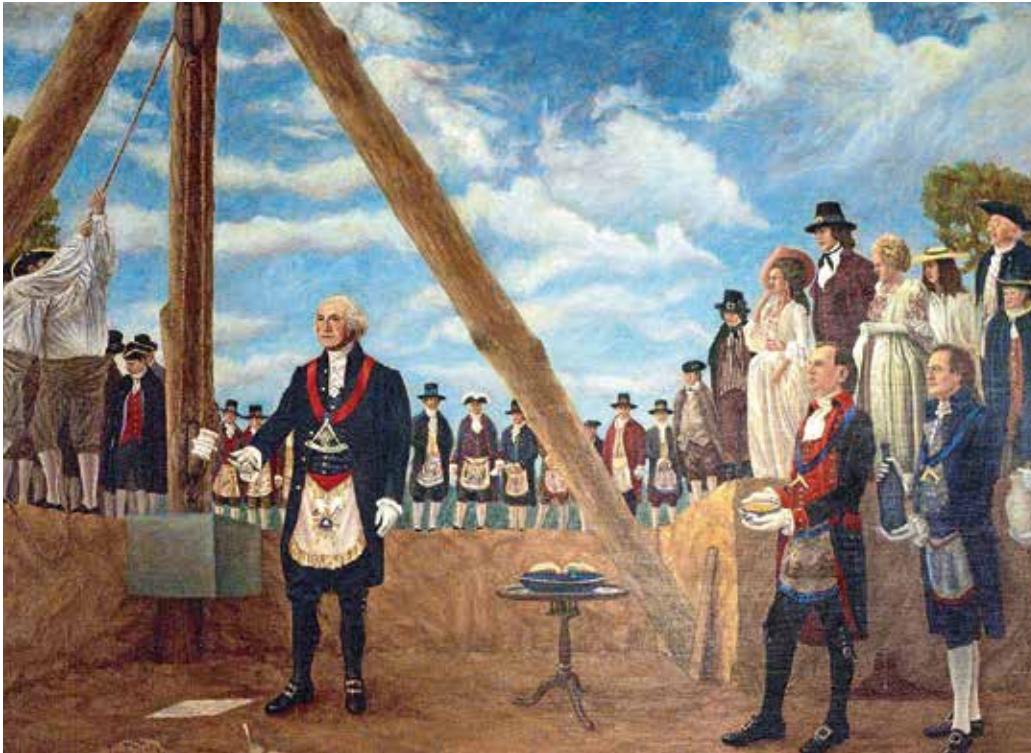
Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Wir Verschwörungstheoretiker

Von Norbert Bolz — Wie ein Totschlagbegriff andere Meinungen zum Schweigen bringt.
Die meisten Kritiker der Verschwörungstheoretiker sind selber welche.



Rationalität schlägt in Mythos um: Grundsteinlegung am US-Capitol durch George Washington.

Es gibt Verschwörungen. Viele haben Catilina, den Idealtypus des Verschwörers, in der Lateinstunde kennengelernt. Aber es genügt auch die Erinnerung an Richard Nixon in der Watergate-Affäre. Die geheimen Absprachen der Mächtigen in den Hinterzimmern, das verborgene Wirken der Geheimdienste und auch alle Formen von Geheimdiplomatie wecken in uns den Verdacht der Verschwörung.

Im Regelfall haben wir nur Wissen über gescheiterte Verschwörungen. Und ihr Scheitern – das hat Machiavelli schon in seinen «Discorsi» bemerkt – ist durchaus wahrscheinlich, denn wenn sich mehr als eine Handvoll Menschen zu einer Untat verschwört, wächst die Gefahr der Whistleblower exponentiell. Daraus folgt aber natürlich nicht, dass Verschwörungen nicht gelingen können. Wir wissen dann nur nichts über sie. Die perfekte Verschwörung bleibt genauso unsichtbar wie der perfekte Mord.

Es gibt aber nicht nur böse, sondern auch gute Verschwörungen. Man denke nur an die Freimaurer. So hat niemand Geringerer als Jürgen Habermas in seiner Habilitationsschrift über den «Strukturwandel der Öffentlichkeit» gezeigt, wie intellektuelle Verschwörer den Prozess der Aufklärung als bürgerliche Öffentlichkeit institutionalisiert haben. Die Deutschen klammern sich in ihrer Suche nach der

verlorenen Identität an die «Verschwörer des 20. Juli», und heute lobt man weltweit die gut organisierten Aktivisten gegen die «Klimakatastrophe». Dennoch bleibt der Begriff negativ konnotiert. Oder man vermeidet ihn ganz und spricht lieber von konspirativen Treffen oder gar der «Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung».

Auf der Seite der Besonnenen

Verschwörungen grösseren Ausmasses zu organisieren, scheint also sehr schwierig zu sein. Sehr viel leichter ist es, Verschwörungstheorien in Umlauf zu setzen. Die «Protokolle der Weisen von Zion», ein auch heute in faschistischen und islamistischen Kreisen noch gerne

Es gibt aber nicht nur böse, sondern auch gute Verschwörungen. Man denke nur an die Freimaurer.

gelesenes «Dokument» über die «jüdische Weltverschwörung», ist wohl das berühmteste Beispiel. Und in der Tat kann man den Antisemitismus des Nationalsozialismus als gigantische Verschwörungstheorie interpretieren. Doch ob wir es mit Leninismus, Faschismus oder Islamismus zu tun haben: Das Projekt, die

Welt zu verändern oder gar die Weltherrschaft zu ergreifen, funktioniert nur, wenn Verschwörungstheorien die Massen ergreifen.

Angesichts dessen ist es nicht überraschend, dass «Verschwörungstheoretiker» zu einem erfolgreichen Totschlagbegriff geworden ist. Das Wort funktioniert heute wie das Wort «Rechtspopulist» – damit stigmatisiert man abweichende Meinungen und bringt sie zum Schweigen. Es sind diffamierende Namen für Kritik geworden, mit denen man oppositionelle Stimmen pathologisiert. Wer etwa befürchtet, dass der Staat «wegen Corona» das Bargeld abschaffen, staatliche Apps verbindlich machen oder Eurobonds durchdrücken will, wird die volle Wucht dieser Totschlagbegriffe zu spüren bekommen.

In einem Tweet hat der Verleger Oliver Gorius die Vermutung riskiert, dass heute Verschwörungspraktiker gegen Verschwörungstheoretiker polemisieren. Man könnte es auch so sagen: Die meisten Kritiker der Verschwörungstheoretiker sind selber welche. Das zeigt sich nämlich immer dann, wenn Verschwörungstheorien ins Weltbild des politisch-medialen Mainstream passen. Besonders deutlich wird das im sogenannten Kampf gegen rechts, in den sich ein nachträglicher Antifaschismus sehr medienwirksam hineinfantasiert hat. Auch dass die Amerikaner Donald Trump zum Präsidenten gewählt und die Briten sich für den Brexit entschieden haben, obwohl die journalistischen Oberlehrer aller Länder ihnen das Gegenteil eingebläut hatten, lässt dann nur eine Erklärung zu: Russische Hacker und Trolle haben das Internet als Manipulationsmaschine missbraucht und mit Fake News den Geist der armen Wähler verwirrt. Und daraus folgt dann: Zensiert die sozialen Medien, um die Vernunft zu retten!

Die alarmistischen Kritiker der Verschwörungstheoretiker, die heute in den Medien dominieren, möchten also den Eindruck erwecken, auf der einen Seite stünden die Spinner und Fanatiker, auf der anderen die besonnen und rational entscheidenden Politiker, die dem Rat der analytischen Wissenschaft folgen. Hier ist die Corona-Krise ein Fall von aufdringlicher Deutlichkeit. Den Politikern ist es natürlich sehr recht, dass man sie im Lager der wissenschaftlichen Rationalität sieht, denn das lenkt von den Geheimnissen der Macht ab. In Wahrheit gibt es aber kaum unverträglichere Milieus als die von Wissenschaft und Politik. Die Wissenschaft sollte analytisch arbeiten und in ihren

Theorien falsifizierbar, das heisst, für Kritik und Zweifel offen sein. Die Politik dagegen muss entscheiden – und wehe dem Politiker, der Zweifel an seinen eigenen Entscheidungen zeigt.

Wem nützt es?

Doch wie steht es mit der Rationalität der Wissenschaften? Die politisch-mediale Diffamierung der Verschwörungstheoretiker hat einen deutlichen Tabuisierungseffekt. Verschwörungstheorien gelten heute so sehr als unwissenschaftlich, ja anti-wissenschaftlich, dass die meisten Wissenschaftler zögern, Verschwörungen zum Thema zu machen. Aber dafür gibt es wohl auch noch einen zweiten Grund: Wissenschaftliche Theorie und Verschwörungstheorie sind sich ähnlicher, als es unserem aufgeklärten Selbstverständnis lieb ist.

Wenn Psychologen die Attraktivität von Verschwörungstheorien erklären sollen, weisen sie stets darauf hin, dass sie die Komplexität der Welt reduzieren, den Menschen also ein gut übersichtliches Weltbild anbieten. Das ist natürlich richtig. Aber diese Erklärung übersieht, dass eine Reduktion von Komplexität in unserem Verhältnis zur Welt unvermeidlich ist. Wir können die Sinneseindrücke der Wirklichkeit, das Alltagsleben und die Ereignisse der

Geschichte nicht im Verhältnis eins zu eins verarbeiten. Das meiste müssen wir ignorieren, um einiges wenigens genauer unterscheiden und bestimmen zu können. Und das gilt gerade auch für die Wissenschaftler.

Man kann ihre Praxis durch drei Fragestellungen charakterisieren. Erstens, was ist unter der Oberfläche? Der Wissenschaftler

Moderne Theorien erheben nicht Anspruch auf Übereinstimmung mit der Wirklichkeit.

nimmt die Welt nicht einfach so hin, wie sie erscheint. Zweitens, welche Muster kann ich erkennen? Hierbei geht es um «pattern recognition», also die Fähigkeit, in einer Fülle von Daten Zusammenhänge zu sehen – nicht zufällig ein entscheidend wichtiger Teil jedes Intelligenztests. Und drittens, ist meine Theorie konsistent? Moderne Theorien erheben nämlich gar nicht mehr Anspruch auf Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern begnügen sich mit immanenter Stimmigkeit.

Die Gefahr, die hier lauert, hat die Frankfurter Schule als Dialektik der Aufklärung dramatisiert: Rationalität schlägt in Mythos um. Und auch wenn man den Prozess der Aufklärung weniger dramatisch sieht, lässt sich doch die

Verwandtschaft von Wahn und wissenschaftlichem System nicht leugnen. Es war kein Geringerer als der Philosoph Theodor W. Adorno, der deshalb meinte, Paranoia sei die Rückseite der Erkenntnis. Wir sind demnach alle auch Verschwörungstheoretiker.

Sobald der Wissenschaftler nicht nur Daten sammelt, bildet er Hypothesen, die sich allmählich zu Theorien kristallisieren. Und dann wird er dem Verschwörungstheoretiker sehr ähnlich: Unter der Oberfläche der Erscheinungen sind wirksame Mächte am Werk; nichts ist, wie es scheint. Wenn es sich dann um gesellschaftliche Zusammenhänge handelt, fragt man nach dem Drahtzieher – jemand steckt dahinter. Um ihm auf die Spur zu kommen, drängt sich Ciceros Frage auf: «Cui bono?», wem zum Vorteil? Wer hat einen Nutzen davon? Offenbar ist es genau diese Frage, die durch die diffamierende Kritik an den Verschwörungstheoretikern tabuisiert werden soll. Und wer das ausspricht, muss damit rechnen, ihnen zugerechnet zu werden.

Norbert Bolz war von 2002 bis 2018 Professor für Medienwissenschaften an der Technischen Universität Berlin.



Fast Lane

«Managed Training Services»

Mit unseren Weiterbildungen sorgen Sie dafür, dass Ihre Mitarbeitenden nicht nur Standard sind, sondern zu den besten Ihres Faches zählen. Denn Ihre Mitarbeiter sind der Schlüssel zum Erfolg!

Fastlane Institute for Knowledge Transfer (Switzerland) AG
8304 Wallisellen | Husacherstrasse 3 | 044 832 50 80
www.flane.ch



Begrenzt gegen die Begrenzungsinitiative

Von Christoph Mörgeli

Viele Journalisten verbreiten nicht mehr Informationen über die Wirklichkeit. Sondern sie betätigen sich als willfähige Erfüllungskreaturen von bezahlten Interessensöldnern, die eine Volksinitiative unter allen Umständen gewinnen müssen. Die Rede ist von der Begrenzungsinitiative der SVP.

«Plötzlich scheint ein Ja zur Kündigungsinitiative möglich», titelt der *Sonntagsblick*. «Gleich über fünf Vorlagen wird das Stimmvolk am 27. September entscheiden, darunter die Kündigungsinitiative», so der *Tages-Anzeiger*. Die Schweizerische Depeschagentur erzählt vom «Narrativ der Befürworter der Kündigungsinitiative». Das Wort «Kündigungsinitiative» ist ein Kampfbegriff der Gegner. Korrekt wäre «Begrenzungsinitiative». Unter diesem Titel haben 116 139 Bürgerinnen und Bürger das Anliegen mit ihrer Unterschrift unterstützt.

Wer den von den Initianten gewählten Titel einer Volksinitiative verhandelt, entstellt, karikiert und verballhornt, verachtet ein wichtiges Grundrecht unserer direkten Demokratie, nämlich das Initiativrecht. Wenn das die Gegner – die Economiesuisse, die Gewerkschaften, die Operation Libero – tun, mag das ein Mittel des politischen Kampfes sein. Wenn es aber Journalisten von angeblich politisch unabhängigen Medien tun, ist es erbärmlich und demokratisch.

Diese Zeitungsschreiber nennen ja die linke «Konzernverantwortungsinitiative» auch nicht «Konzernvernichtungsinitiative». Und die «99-Prozent-Initiative» nicht «Verarmungsinitiative». Oder die «Fair-Preis-Initiative» nicht «Unfair-Preis-Initiative». Oder die «Renteninitiative» nicht «Enteninitiative».

Chefredaktor Patrik Müller behauptete in der *Schweiz am Wochenende*: «Derart verblendet, träumt mancher SVP-Politiker davon, die Grenzen für immer dichtzumachen.» Es gibt keinen einzigen SVP-Politiker, der etwas dergleichen will. Müller bekämpft mit solchen Märchen die Begrenzungsinitiative, welche ganz einfach die von Volk und Ständen angenommene Masseneinwanderungsinitiative durchsetzen möchte. Also genau jene Initiative, die derselbe Patrik Müller 2014 im deutschen *Spiegel* noch verteidigt hat: «Gegen alle Widerstände aus Europa und aus gutem Grund» hätten die Schweizer als «Europas mutigste Demokraten» die «Zuwanderungsbremse gezogen». Schade. Patrik Müllers Frischrahm von damals ist zu ungeniessbarem Käse geworden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.



In 25 Tagen geht der Einkaufstourismus wieder los: Deutschlands Innenminister Seehofer.

Bodenmann

Endlich wieder shoppen

Von Peter Bodenmann — Der Grenzzaun von Kreuzlingen ist bereits Geschichte. Wie die Berliner Mauer.

Die Deutschen mögen den österreichischen Kanzler Sebastian Kurz nicht leiden. Immer wieder hat er sich auf Kosten von Angela Merkel und Markus Söder profiliert. Auch deshalb hat Horst Seehofer ihn etwas zappeln lassen. Um dann zusammen mit der Schweiz und Frankreich die gemeinsame Öffnung der Grenzen auf den 15. Juni 2020 anzukündigen. Vorausgesetzt, es kommt nirgends zu einem neuen Ischgl oder einem neuen Verbier.

Die während total dreier Monate geschlossenen Grenzen waren für den gebeutelten Schweizer Detailhandel ein kleiner Segen. Die Konsumentinnen und Konsumenten konnten nicht mehr ennet der Grenzen posten.

Ab dem 15. Juni 2020 wird der Einkaufstourismus explodieren und so die reale Kaufkraft vieler Schweizer Haushalte erhöhen. Warum?

Lunte 1 — Nach drei Monaten Grenzzaun gibt es einen grossen Nachholbedarf. Viele Konsumenten hatten sich nicht nur an die deutschen Preise, sondern auch an deutsche Produkte gewöhnt.

Lunte 2 — Die Aufhebung des Mindestkurses von Fr. 1.20 war ein Fehler. Die Nationalbank hätte die Corona-Krise nutzen können, um jetzt wenigstens einen Mindestkurs von Fr. 1.15 einzuführen. Um der Wirtschaft so etwas zu helfen. Macht sie nicht. Stattdessen liegt der faktische Mindestkurs bei Fr. 1.05 pro Euro. Das macht das Einkaufen im nahen Ausland unnötigerweise viel attraktiver.

Lunte 3 — Einkaufstouristen sind mit dem Auto unterwegs. Der Preis für einen Liter Diesel liegt bei der Raiffeisen-Energie-Tankstelle Reichenau bei unter Fr. 1.16 pro Liter. Autofahren wird dank Tanken im Ausland noch billiger. Leider.

Lunte 4 — Nach wie vor verteuern hohe Schweizer Zölle die importierten landwirtschaftlichen Produkte. Nach wie vor schützt die Politik vertikale Kartelle. Nach wie vor sind der Preisüberwacher und die Wettbewerbskommission zahnlos.

Die Schweizerinnen und Schweizer werden ab Mitte Juni nicht mit ihren Füßen, sondern mit ihren Pnues abstimmen. Und in Deutschland nicht nur tanken, sondern gleich noch den Autoservice zum halben Preis machen lassen.

Der Druck auf die Hochpreisinsel Schweiz erhöht sich. Denn parallel dazu wird die Zuwanderung wegen der steigenden Arbeitslosigkeit abnehmen. Der Strukturwandel wird sich beschleunigen.

Interessant sind die neuesten, leider nur internen Erhebungen deutscher Marktforschungsinstitute: Unter den Einkaufstouristen finden sich viel mehr SVP-Anhänger als rot-grüne Wählerinnen und Wähler. Wird Michael Hermann von Sotomo in seiner nächsten SRG-Umfrage Licht in dieses unerforschte Dunkel bringen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Aufsteiger und Rückkehrer

Von Kurt W. Zimmermann — Wer sind die Gewinner und Verlierer im Journalismus der Corona-Zeiten?

Wer knackigen Journalismus machen will, der muss personalisieren. So geht die Regel, und genauso machen wir es heute. Ich nenne darum vier Köpfe, die mir in der Corona-Periode besonders aufgefallen sind. Es sind die Gewinner der Saison.

1 — Rückkehrer der Saison: Ich habe in letzter Zeit den *Blick* wiederentdeckt. Das alte Schlachtross war mir zuletzt etwas aus den Augen geraten, weil oft zu zufällig und zu zögerlich. Chefredaktor Christian Dorer hat mit der *Blick*-Gruppe nun ein erstaunliches Corona-Comeback hingelegt, weil er sich an die traditionellen Tugenden erinnert hat. Während andere Blätter in globalen Leichenstatistiken schwelgten, brach der *Blick* das Virus auf seine alltäglichen Storys herunter. Wir erfuhren, im Blatt wie auf Blick-TV, von den Nöten der horizontalen Gewerbedamen, die nun flachgelegt waren, wir lernten, wie der Haushund Covid-19 erschnüffelt und wo sich Bernhard Russi vor dem Virus versteckt.

2 — Überraschung der Saison: Ich muss dem Online-Magazin *Republik* auf die Schulter klopfen. 2018 gegründet, mit Sponsoring alternativer Millionäre, kam es journalistisch lange nicht auf die Beine. Die linksgedrechselte Redaktion produzierte mit Vorliebe verschwurbelte Reportagen zu Salon-Themen. Mit der Pandemie änderte sich dieser Stil. Die täglichen Briefings der *Republik* gehörten zum Besten, was im deutschsprachigen Raum an Analysen geboten wurde, konzis und faktenreich. Anders als der links-grüne Mainstream thematisierte die Redaktion auch unverblümt den viralen Lockdown der Freiheitsrechte. Unter Chefredaktor Christof Moser ist man zu einem Faktor der Medienszene aufgerückt und hat die Chance, falls man postviral nicht in frühere Selbstverliebtheit zurückfällt, auch dort zu bleiben.

3 — Exportschlager der Saison: Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass ein Blatt aus der kleinen Schweiz im Ausland so viel Erfolg haben kann. Die *Neue Zürcher Zeitung* hat in Deutschland neuerdings Tausende von Abonnenten gewonnen, mit Rekordzahlen im April. Die *NZZ* ist dadurch wieder dort, wo sie im Rekordjahr 1996 stand, als die damals gedruckte Auslandsauflage die Marke von 20 000 Exemplaren übersprang. Woher der Erfolg? Zum einen hat Chefredaktor Eric



Erstaunliches Comeback: *Blick*-Chef Dorer.

Gujer das konservativ-bürgerliche Erbe des Titels wieder reaktiviert. Eine klare Blattlinie zahlt sich immer aus. Zum zweiten hatte Gujer auch das Glück, dass die nördliche Medienszene so uniform geworden ist. Bei Corona marschierten die bundesdeutschen Redaktionen schon fast im geschlossenen Stechschritt hinter Angela Merkel her – der Markt schrie geradezu nach einer kritischen Alternative.

4 — Aufsteiger der Saison — Ich bin ein Freund von sogenannten Zentralredaktionen, bei denen eine Kernredaktion diverse Zeitungen ausstaffiert. Bei uns läuft dazu ein Duell. Auf der einen Seite steht die TX Group mit *Tages-Anzeiger*, *Basler Zeitung* und *Berner Zeitung*, auf den anderen Seite CH Media mit *Aargauer Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Luzerner Zeitung*. Die Crew von CH Media, unter der Leitung von Chefredaktor Patrik Müller, machte rund um Corona den interessanteren Job. Wer zum Thema ein möglichst breites Meinungsspektrum suchte, war besser bedient als beim Team von TX Group, das deutlich linientreuer auf Berset-Kurs steuerte. Der Zweikampf schlägt sich auch in Zahlen nieder. Der Verbund von CH Media kommt im Internet inzwischen auf 4,5 Millionen monatliche Nutzer und ist damit dem Gegner aus Zürich bedrohlich nahe gerückt.

Untertanen

Von Henryk M. Broder — Spass am Gehorchen.

Je länger ich darüber nachdenke, was in den letzten zehn Wochen passiert ist, desto unsicherer werde ich. War der «Shutdown», der die Gesellschaft, die Wirtschaft, das Kultur- und das Privatleben lahmlegte, eine katastrophale Fehlentscheidung, oder ist es die schrittweise «Lockerung» der Massnahmen, wie etwa die Wiedezulassung von Fussballspielen vor leeren Rängen mit Rücksicht auf die «prekäre» Lage von Fussballvereinen, die Millionen Euro für den Ankauf von Spielern ausgeben und auf die Einnahmen aus den Übertragungsrechten angewiesen sind?

Die erste Ahnung, dass etwas schiefgehen würde, überkam mich Ende März, als ich den Vorsitzenden der FDP-Fraktion im Bayerischen Landtag sagen hörte, er habe soeben eine «Sternstunde des Parlamentarismus» erlebt, «weil alle Fraktionen an einem Strang gezogen haben», und das «war wirklich eine tolle Erfahrung». Der Mann, 1981 geboren, muss ausgerechnet an dem Tag die Schule geschwänzt haben, als im Sozialkundeunterricht «Das Wesen des Parlamentarismus» behandelt wurde. Er wird es in der Politik bestimmt weit bringen, notfalls auch in der Bundeszentrale für politische Bildung.

Seitdem ist viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen, aber eines ist immer gleichgeblieben: der mentale Wasserstand am Deutschen Eck. Was immer die Regierung beschloss, verfügte, auf den Weg brachte, zwei Drittel bis drei Viertel der Deutschen waren dafür. «Der Untertan», 1914 von Heinrich Mann geschrieben und 1918 erschienen, erlebte seine triumphale Wiederkehr. «Ziviler Gehorsam» wurde zur Bürgerpflicht. Nichts macht den Deutschen mehr Spass, als zu gehorchen, strammzustehen und sich darauf zu verlassen, dass die Regierung es gut mit ihnen meint. Die gleiche Regierung, von der sie enteignet und in die Irre getrieben werden, die ihnen sagt, wie sie «Demokratie leben!» sollen, die von einer «Wende» in die andere stolpert, der ganzen Welt als «Vorbild» dienen will und sich vierzig «einsatzfähige Fallschirme» aus US-Produktion bei einem privaten Anbieter ausleihen muss, weil es beim hauseigenen Zulieferer «unvorhersehbare Verzögerungen» gegeben habe.

Schon möglich, dass die Regierung in der Corona-Krise alles richtig gemacht hat. Aber vierzig Fallschirme für eine Kanzlerin und fünfzehn Minister, ist das nicht ein wenig zu viel des Guten?



Leserbriefe

«Allzu oft können auch wir uns ein derart suboptimales Vorgehen nicht mehr leisten.» *Hanspeter Bornhauser*

Ins Blatt geschmuggelt

Nr. 20 – «Die Methode Sommaruga»;
Rudolf Strahm über Simonetta Sommaruga

Ich fasse es nicht! Da schreibt Roger Köppel seit Jahren immer wieder perfekt sitzende Kritiken an Mamma Sommaruga – und lässt dann einen zweifelhaften Schreiber ein peinliches Lobgehüdel über die Dame hereinbrechen, weil dieser, gemeinsam mit ihr, ein Buch geschrieben hat, in dem er ihr unwahrscheinlich bedeutsames Können schon vorweggenommen hat! Das kann einfach nicht wahr sein. Daraus ist zu schliessen, dass ein *Weltwoche*-Redaktor ohne Köppels Wissen besagten Text ins Blatt geschmuggelt hat und deshalb die Zeitung umgehend verlassen muss! *Markus M. Ronner, Küsnacht*

Parlament auf Tauchstation

Nr. 20 – «Corona-Schauspiel in drei Akten»;
Peter Keller über die Sondersession

Wo waren die eidgenössischen Parlamentarier im Lockdown? Zwecks Kontrolle und Schadensbegrenzung hätten sie umgehend eine Sondersession verlangen können. Aber man wählte den bequemeren Weg, indem man lange auf Tauchstation verharrte und den von der Bundesverwaltung stark beeinflussten Bundesrat gewähren liess. Folglich bleibt dem Parlament nur noch, viele der horrenden Finanzmittel abzunicken und – da irgendwann wieder Wahlen sind – mit noch mehr Staatsgeldern darauf zu achten, dass die jeweils eigene Klientel ja nicht vergessen wird. Allzu oft können auch wir uns ein derart suboptimales Vorgehen nicht mehr leisten. *Hanspeter Bornhauser, Bedano*

Um das Corona-Problem zu lösen, sagen Politiker, müsse die Bevölkerung zusammenstehen und Verantwortung übernehmen. Und was tun ebendiese Politiker? Sie gehen aufeinander los. Die Linken gegen die Rechten, die Rechten gegen die Linken und die Mitte gegen alle. Ist das etwa solidarisch? Wer das Problem wirklich lösen will, muss sich eine einfache Frage stellen: Was müssen wir tun, damit nie mehr ein Virus innert ein paar Wochen die ganze Welt lahmlegen kann? Die Antworten werden uns allen weh tun. Wir alle werden Opfer bringen müssen. Wer von den Schweizer Politikern hat den Mut, diese Frage auf den Tisch zu bringen? *Peter Zurlinden, Thun*

Ich bin ein Mann der Tat. Aber wie kann ich den Bundesrat dazu bewegen, den Souverän wieder freizulassen? Ich war letzten Samstag in Bern auf dem Bundesplatz und habe mir sogar



«Unwahrscheinlich bedeutsames Können».

eine Busse wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt verpassen lassen. Aber die Mainstream-Medien haben nicht einmal richtig davon berichtet, und ich glaube nicht, dass der Bundesrat wirklich etwas davon mitbekommt. Oder ist es der Souverän, dessen Vertreter mehrheitlich immer noch in der Ecke sitzen, vor Angst schlottern und die Faust im Sack machen? Und: Haben wir die Zeit dafür, bevor uns Berset den Impfwang und eine Corona-Tracking-App aufs Auge drückt? *Dominik Wezel, Küsnacht*

Sie versprechen ein Kontrastprogramm zum Medien-Mainstream. Das würden Sie wirklich tun mit einem ganzen Heft ohne Erwähnung oder Thematisierung von Corona.

Werner Häberli, Brüttisellen

Der härteste Beruf der Welt

Nr. 19 – «Diktatoren gestern und heute»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Das diktatorische System muss nicht immer schlecht sein. Der Diktator kann jemand sein, welcher Entscheidungen trifft, Weisung gibt und die volle Verantwortung trägt. Der Diktator ist der härteste Beruf der Welt. Wer es an die Macht schafft, lebt in permanenter Paranoia. Sie sind von Schmeichlern, Heuchlern und Lügern umgeben, sie können niemandem trauen. Trotzdem scheint es ein begehrter Job zu sein. Mit Diktatoren kommt man auch sehr gerne ins Geschäft, da sie sofort Entscheidungen treffen. Das demokratische System ist eines der erfolgreichsten Werkzeuge aus der

Waffenkammer des Satans, um diese Welt zu verführen. Nehmt die EU als Beispiel.
Arash Yaraghchi, Winterthur

Wachsam

Nr. 20 – «Die längste Nacht»;
Hanspeter Born über den 10. Mai 1940

Am 10. Mai 1940 löste Hitler einen umfassenden Angriff auf seine westlichen Nachbarn aus. Sofort ordnete der Schweizer Bundesrat die Mobilisierung an, um einen Durchmarsch durch unser Land zu verhindern. Nach schweren Rückschlägen stellten die Deutschen den «Plan Schweiz» zurück, um ihn später zu einem günstigeren Zeitpunkt wieder hervorzuholen. Als Anfang Mai 1945 Deutschland kapitulierte, war der Plan gegenstandslos geworden. Rückblickend muss man festhalten, dass der Juni 1940 wohl der heikelste Zeitabschnitt für die Schweiz im Krieg war – und es war richtig, dass die Schweiz bis ans Ende des Krieges in Europa wachsam blieb. *Alfred Külling, Schönenberg*

Schizophrenes Politispiel

Nr. 20 – «Alles oder nichts»;
Alex Baur über Jair Bolsonaro

Ich stelle fest, dass sich die *Weltwoche* als Fürsprecherin für zwiespältige Präsidenten wie Trump und Bolsonaro zu erkennen gibt. Auffallend auch, wie der intensive journalistische Flirt mit China erkaltet ist. Heuchelei und das schizophrene Politispiel Trumps und die fehlenden eigenen moralischen Werte, seine Lügen und seine verheerende Innen- und Aussenpolitik bedürften etwas mehr Hinterfragung und Ausleuchtung, so wie die *Weltwoche* andere dunkle Ecken überzeugend ausleuchtet. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Einzigartig

Nr. 19 – «Es kommt gut»;
Beat Gygi über die Wirtschaft nach der Krise

Ich kenne niemanden aus der realen Wirtschaft, der diese Ansichten zum jetzigen Zeitpunkt teilen würde. Auch ist mir in der westlichen Welt kein namhafter Ökonom bekannt, der diese optimistische Darstellung stützen und teilen würde. Ich bin gespannt auf das Essay der Woche von Beat Gygi im Herbst 2020 über den Zustand der Weltwirtschaft im Rückblick auf Mai 2020 und seine Voraussage für 2021. *René Trost, Kappel*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

„Gut zu wissen,
wer die wichtigen Dinge
genau beobachtet.“

Romana B., Beobachter-Abonnentin



Warum Beobachter-Abonnenten die spannenden Reportagen und Geschichten aus dem wahren Leben so schätzen? Vielleicht liegt es am direkten Nutzwert durch Tipps, Ratschläge und Hilfestellungen, der ihnen mit dem Inhalt jeder Ausgabe und darüber hinaus ins Haus geliefert wird. Nützliches sollte man haben. Mehr zum Abo, mehr zu allen anderen Vorteilen auf beobachter.ch/abo

Wissen hilft.

Beobachter

Der gute Mensch von Seattle

Bill Gates wird derzeit besonders giftig angefeindet. Zu Unrecht: Nicht nur hat der Super-Unternehmer eine der wertvollsten Firmen der Welt erschaffen, er hat auch Hunderttausende Menschenleben vor dem Rotavirus gerettet. Von Steve Forbes

Bill Gates ist im Moment der meistgeschmähte Held der Welt. Die Angriffe, denen er tagtäglich in den sozialen Netzwerken ausgesetzt ist, sind so bösartig, dass Darth Vader im Vergleich dazu wie Mutter Teresa anmutet. Irgendwann werden Psychologen und Historiker in wissenschaftlichen Studien der Frage nachgehen, warum ihm von allen Seiten des politischen Spektrums so viel Hass entgegenschlug und er als übler Bursche hingestellt wurde, der angeblich die Welt beherrschen und die ganze Menschheit ins Elend stürzen wollte. Wer sich heutzutage lobend über Bill Gates äussert, muss mit einer Flut von wüsten Beschimpfungen rechnen, wie ich aus eigener Erfahrung weiss.

Tatsächlich ist Bill Gates ein bemerkenswert erfolgreicher Unternehmer, ein Gigant unserer Zeit. 1975 gründete er gemeinsam mit seinem Schulfreund Paul Allen in Albuquerque, New Mexico, die Firma Microsoft (ursprünglich Micro-Soft, für «Microcomputer Software»), um Software für ein frühes Modell des PC zu produzieren. Zu den Innovationen, die bei Microsoft entwickelt wurden, gehört unter anderem das Betriebssystem Windows, das als erstes Drop-down-Menüs, Bildlaufleisten und andere Features bot, die für heutige Computernutzer selbstverständlich sind. Unter Gates' Ägide wurden enorme Fortschritte bei Browsern, Pads, Smartphones und vielen anderen Technologien erreicht. Dank seinem Erfolg war Bill Gates schon mit 31 Jahren Milliardär, damals der jüngste aller Zeiten.

Microsoft, das 1999 als erstes börsennotiertes Unternehmen einen Marktwert von 500 Milliarden Dollar erreichte, wurde 2019 mit mehr als einer Billion Dollar bewertet. Das in Redmond, Washington, ansässige Unternehmen hält über 48 000 Patente, hat mehr als 151 100 Beschäftigte und operiert mit dem erklärten Ziel, «jede Person und jede Organisation auf der Welt zu befähigen, mehr zu erreichen».

Heute konzentriert sich Gates darauf, unter Einsatz seines gigantischen Vermögens, Menschen auf der ganzen Welt, besonders den Ärmsten, ein besseres Leben zu ermöglichen. Gemeinsam mit seiner ebenso beeindruckenden Frau Melinda hat er bereits mehr Menschenleben gerettet als jeder andere seiner Zeitgenossen. Ohne die absurde Stimmung, die gegen ihn gemacht wird, wären er und Melinda mit dem

Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden. Was sie im Kampf gegen Infektionskrankheiten, für bessere Ernteerträge in Afrika und anderswo und für eine bessere Versorgung mit sauberem Wasser geleistet haben, ist atemberaubend.

Ein Dollar pro Dosis

Gates setzt alles daran, einen Impfstoff zu finden, der die Schreckensherrschaft von Covid-19 beenden soll. Dieses buchstäblich lebenswichtige Projekt hat oberste Priorität. Gates bringt die nötige Erfahrung mit. Seine Stiftung investiert vor allem in Impfstoffe. Ein 1994 publizierter Zeitungsartikel, dem zu entnehmen war, dass dem Rotavirus alljährlich 600 000 Kinder zum Opfer fielen und dennoch

Gates beherzigte den Rat seines Freundes Warren Buffett: «Mach es dir nicht leicht.»

kaum in Forschung investiert wurde, war einer der massgeblichen Faktoren, die Bill Gates dazu brachten, die Stiftung zu gründen, die seinen Namen und den seiner Frau trägt.

Es war, was dieses Virus angeht, ein langer, oft steiniger Weg, aber die Stiftung spielte eine ausschlaggebende Rolle bei der Entwicklung eines wirksamen Impfstoffs (Rotavac), der Hunderttausende gerettet hat. Entscheidend war Gates' Grundsatz, dass der Impfstoff so kostengünstig sein müsse, dass er auf breiter Ebene zur Verfügung stehen würde. Der Preis: ein Dollar pro Dosis.

1999 spielte Gates eine massgebliche Rolle bei der Gründung der Impfallianz Gavi (Global Alliance for Vaccines and Immunisation), einer *public-private partnership*, die sich zum Ziel setzte, in Entwicklungsländern besseren Zugang zu Impfungen zu ermöglichen. Dank Gavi konnten mehr als 760 Millionen Kinder in armen Ländern geimpft und etwa 13 Millionen Todesfälle verhindert werden. Fünfzehn Jahre später erklärte Bill Gates, dass die Arbeit, die die Stiftung über Gavi geleistet hat, das Wichtigste gewesen sei, was sie erreicht hätten. Von Anfang an war es das Hauptziel der Stiftung, Programme zu unterstützen, mittels deren Menschen in armen Ländern mit Medikamenten und Impfstoffen versorgt werden können.



Weitsicht von churchillschem Kaliber: Genie Gates.

Darüber hinaus setzt sich Gates unermüdlich für die Malaria-Bekämpfung und die Ausrottung der Kinderlähmung ein. Aber auch auf anderen Gebieten hat die Stiftung eindrucksvolle, lebensrettende Ergebnisse erzielt. Wenn dies alles das Werk eines Bösewichts ist, dann kann ich nur sagen: Bitte mehr davon!

In seiner philanthropischen Arbeit beherzigte Gates den Rat seines Freundes Warren Buffett: Mach es dir nicht leicht. Such dir hochriskante, aber lohnende Herausforderungen. Nicht alles, was er unternommen hat, war ein Erfolg. Aber davon lässt er sich nicht beirren, denn er weiss aus seiner Erfahrung als Unternehmer, dass Rückschläge oder Enttäuschungen einen weiter-



bringen, weil man aus ihnen lernt. Betrachten wir nun, was Gates im Kampf gegen das Coronavirus unternimmt, worüber sich so viele Leute in der Unterwelt der sozialen Netzwerke furchtbar aufregen.

Anfang Mai stellte die Stiftung mehr als 300 Millionen Dollar für die Erforschung und Entwicklung von Covid-19-Therapien und -Impfstoffen zur Verfügung. Sie finanziert klinische Forschung und arbeitet mit Pharmaunternehmen und Regierungen zusammen, um Produktionskapazitäten zu schaffen, damit Millionen von Impfdosen produziert und verteilt werden können, sobald wirksame Medikamente oder Impfstoffe getestet worden und

zugelassen sind. Und natürlich soll der Impfstoff, wie es dem Grundsatz der Stiftung entspricht, möglichst wenig kosten und notfalls auch gratis abgegeben werden. Bill Gates verfolgt nicht nur sieben verschiedene potenzielle Covid-19-Impfstoffe, sondern kümmert sich auch um Produktionskapazitäten, damit, sobald einer oder mehrere Impfstoffe sich als wirksam erweisen, umgehend mit der Produktion begonnen werden kann.

In seiner Heimatstadt Seattle hat Gates die Entwicklung eines Corona-Testkits für zu Hause finanziert, die, man kann es kaum glauben, unter Verweis auf staatliche Vorschriften auf Eis gelegt werden musste!

Hätte die Welt schon früher auf Bill Gates gehört, hätte diese Krankheit womöglich nie dieses katastrophale Ausmass erreicht. Schon 2014 wies er auf die Notwendigkeit hin, sich auf eine solche Bedrohung vorzubereiten, nachdem das Ebolavirus gezeigt hatte, dass «die Welt als Ganzes nicht auf Epidemien vorbereitet ist», wie er gegenüber dem *Wall Street Journal* erklärte. Im Jahr darauf sagte er in einem vielbeachteten TED-Talk, dass eine Pandemie eine grössere Menschheitsbedrohung sei als ein Atomkrieg, weil kaum Abwehrmöglichkeiten vorhanden seien. Er sprach sich für ein koordiniertes internationales Frühwarnsystem aus und plädierte für das Vorhalten von Medikamenten und notwendigen Versorgungsgütern. Strategische Pläne sollten ausgearbeitet werden, so dass im Fall einer auftretenden Pandemie rasch Schutzmassnahmen ergriffen werden könnten und Impfstoffe bereitstünden. Das war eine weitsichtige Empfehlung von churchillschem Kaliber.

Politisch nach allen Seiten absichern

Man kann unmöglich von Bill Gates sprechen, ohne zugleich Melinda zu erwähnen, seine Partnerin in allem, wofür die Stiftung steht. Sie erscheint regelmässig ganz oben in der *Forbes*-Liste der hundert einflussreichsten Frauen der Welt. Ihr jüngstes Buch, «The Moment of Lift – How Empowering Women Changes the World», zeigt, wie es ihr gelingt, Dinge konkret in Gang zu setzen und zu verändern.

Ich habe Bill Gates schon früh kennengelernt und war, wie viele, beeindruckt von seinem analytischen Verstand, seinem Ernst und seiner Entschlossenheit. Jahre später war ich zu einem Dinner in seinem neuen Haus am Lake Washington eingeladen. Vizepräsident Al Gore als Gastredner äusserte sich lobend über Bill Gates, der nicht ahnen konnte, dass die damalige Regierung Clinton versuchen würde, sein Unternehmen Microsoft mit Hilfe einer Anti-Trust-Klage zu zerschlagen, was letztlich aber misslang.

Ich glaube, Bill Gates hat eine wichtige Lehre daraus gezogen: Sichere dich politisch nach allen Seiten ab und vergiss nie, dass man versuchen wird, dich zu erledigen, wenn du Erfolg hast. Bill Gates versteht es meisterhaft, öffentlich-private Partnerschaften zu schmieden, um seine humanitären Projekte voranzubringen.

Es ist bedauerlich, dass einige Leute Bill und Melinda Gates schaden wollen, die sich im Kampf gegen diese Pandemie engagieren, denn die Welt braucht sie und ihre Fähigkeiten mehr denn je.



Steve Forbes ist Herausgeber und Chefredaktor des amerikanischen Wirtschafts magazins *Forbes*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Berüchtigte Berner Shutdown-Gang

Das politische System der Eidgenossenschaft zeigt eine erstaunliche Flexibilität. Die Schweiz kann Demokratie ebenso erfolgreich wie Diktatur.

Von Kurt W. Zimmermann



All das, was den Job sonst lästig macht, war auf einmal weggezaubert: Bundesrat 2020.

Diese Geschichten werden sich die Sieben in den Kaffeepausen im Bundesratszimmer noch lange erzählen. «Wisst ihr noch», sagt dann etwa Bundesrat Alain Berset, «wie ich damals alle grösseren Veranstaltungen einfach verboten habe – ohne die Kantone auch nur zu fragen.»

«Und wisst ihr noch», sagt dann etwa Bundesrätin Karin Keller-Sutter, «wie ich damals die Grenzen einfach zugemacht habe – ohne das Parlament auch nur zu informieren.»

Jeder der Sieben kann ähnlich eigenmächtige Shutdown-Storys liefern. Firmenkredite aus dem Stegreif, Restaurantschliessungen auf die Schnelle, Sportsubventionen aus der Hüfte, Schulstopps über Nacht, Exportbarrieren aus dem Handgelenk, Demokratieverbote ad hoc.

Direktiv-gestresste Schweiz

Seit mehr als zwei Monaten ist die Schweiz in einem Aggregatzustand, der ihrer demokratischen DNA zuwiderläuft. Das Volk und seine Vertretung sind politisch tot. Die Exekutive der Sieben hat in den Zeiten von Corona das Land durchgeiert.

Es ist darum interessant, die demokratisch-gemütliche Schweiz des Normalfalls mit der

direktiv-gestressten Schweiz der Notlage zu vergleichen. Welche der Institutionen haben sich bewährt, welche nicht? Wer hat sich als unersetzlich erwiesen, der Bundesrat, das Parlament, die Volksrechte, die Konkordanz, der Föderalismus?

Erstes, vorgreifendes Fazit: Als wesentliche Kräfte haben sich Bundesrat und Föderalismus erwiesen, als verzichtbar Parlament und direkte Demokratie.

Am eindrucklichsten unter den Institutionen in der ganzen Corona-Affäre hat der Bundesrat agiert. Er startete zwar enorm nonchalant. Noch Ende Februar sagte Alain Berset, es sei alles «unter Kontrolle», und Grenzkontrollen oder das Verbot von Grossveranstaltungen seien weltfremde Schnapsideen.

Nach dem Fehlstart aber nahm die Regierung dann gehörig Tempo auf. Innert kürzester Zeit, gestützt auf Sonderrechte, eliminierte sie mit einem harten Shutdown eine ganze Reihe von Freiheitsrechten. Ausgehobelt wurden etwa Gewerbefreiheit, Berufsfreiheit, Handlungsfreiheit, Reisefreiheit, Handelsfreiheit, Kunstfreiheit und Versammlungsfreiheit.

Die Exekutive agierte wie eine McKinsey-Truppe im Sanierungsfall. Mitbestimmung ist hier nur hinderlich. Sie liquidierte darum Parlament und Volksrechte rigoros und zeigte auch keine Skrupel, die Wirtschaft in den Abgrund zu fahren. Dennoch jubelten Parlament und Volk den «glorreichen Sieben» mit zuvor unerreichten Popularitätswerten zu.

In der Pose gesalbter Drachenkämpfer

Die Schweiz, so zeigte sich, kann nicht nur erfolgreich Demokratie. Sie kann auch sehr erfolgreich Diktatur.

Dass die Diktatur dennoch nicht überbordete, lag an zwei konstitutiven Elementen der Eidgenossenschaft, an der Konkordanz und dem Föderalismus.

Die Konkordanz mit ihrer Allparteienregierung sorgte dafür, dass die Dominanz der Regierung nicht in einen Führungskult mündete, wie man den in Nachbarländern erlebte. Star der Show war zwar der etwas geckenhafte Gesundheitsminister Alain Berset. Aber aus Gründen der Konkordanz mussten auch die anderen ihren Teil an Öffentlichkeit zugestanden bekommen. Die etwas fahrigte Simonetta

Sommaruga hatte ihre grossen Auftritte genauso wie die dürre Viola Amherd, der knorrig Ueli Maurer und der Rest des Teams.

Der Einzige, der nichts zu melden hatte, war ironischerweise der Einzige, der wirklich etwas von der Sache verstand. Dr. med. Ignazio Cassis, der frühere Tessiner Kantonsarzt, war, weil Aussenminister, in Zeiten der äusseren Abschottung die Randfigur.

Es gab im Bundesrat, Zauberformel sei Dank, keine triefenden Selbstinszenierungen wie jene von Angela Merkel in Deutschland, Giuseppe Conte in Italien oder Emmanuel Macron in Frankreich, die sich vor dem Volk als gesalbte Drachenkämpfer in Pose warfen. Kein Schweizer Journalist hätte über Alain Berset jemals geschrieben, was seine deutschen Kollegen euphorisch formulierten: «Die Welt beneidet uns um Angela Merkel.»

Politik mit der Wünschelrute

Der zweite Faktor, der die Diktatur dämpfte, war der Föderalismus. Die Kantone veranstalteten auch rund um das Virus ihr übliches Chaos. Das Opernhaus Zürich war noch in Betrieb, als in Bern die Theater geschlossen waren. In Luzern waren Kindertagesstätten offen, als sie in Basel dichtgemacht hatten. Und über das Verhalten auf Baustellen und in Autowaschanlagen gab es zugleich etwa 26 kantonale Anordnungen. Der föderalistische Kantönliche erwies sich einmal mehr als bewährte Bremse des zentralstaatlichen Übermuts. Die Kakophonie aus den Ständen verhinderte erst, dass das öffentliche Leben bis auf den Gefrierpunkt erstarrte, wie es die Regierung am liebsten gesehen hätte. Und der Druck aus den Kantonen sorgte dann später dafür, dass der Bundesrat Beizen, Schulen und Geschäfte früher öffnete, als ihm lieb war. Man kann den zentralen Sieben nicht übelnehmen, dass sie sich gerne noch etwas länger als die berüchtigte Berner Shutdown-Gang aufgeführt hätten. Aber draussen in den Kantonen sagte man: Stopp.

Auch so war es für die Exekutive wie Politik mit der Wünschelrute. All das, was den Job sonst lästig macht, war auf einmal weggezaubert. Es gab keine Referenden, keine Vernehmlassungen, keine Mitberichte, keine Volksabstimmungen und keine Parteiparolen. Es gab keine ausgleichenden Funktionen mehr.

Hier wäre nun das Parlament für die *checks and balances* gefragt gewesen. Doch das Parlament machte eine ziemlich armselige Figur. Es war beunruhigend, wie in den Corona-Zeiten die Volksvertretung ihre Aufgabe als Leitorgan der Massen verfehlte. Man stelle sich einmal vor: Da organisieren National- und Ständerat eine einmalige Corona-Sondersession in den Hallen der Bernexpo. Es ist, vor laufenden TV-Kameras, die ideale Plattform für eine seriöse und intelligente Grundsatzdebatte über Freiheitsrechte und ihre Grenzen: Individuum versus Staatsmacht, Bevölkerungsschutz versus Wirtschaftskrise,

Zentralismus versus Subsidiarität, Regulierung versus Eigenverantwortung.

Und was passiert? Die Volksvertreter verschwenden für die grossen Fragen der Zeit gerade mal ein paar Nebensätze. Dann stürzen sie sich mit Inbrunst auf den Kuchen, den es zu verteilen gibt. Tagelang tun sie nichts anderes, als jeder Lobby Unsummen an Nothilfe hinterherzuwerfen, der Hotellerie und der Zeitungsbranche genauso wie den Sportfunktionären und den selbständig erwerbenden Tier-Akupunkteuren.

Es war ein weiterer Beweis dafür, wie gut sich die Schweiz mit der Diktatur arrangieren kann. Parlamentarier machen sich ja gerne wichtig, normalerweise dadurch, dass sie der Regierung selbstgefällig auf die Finger klopfen. Diesmal war diese Strategie hoffnungslos, weil die Exekutive im Volk so hohe Akzeptanz genoss. Also versuchten es die Volksvertreter andersherum und betonten ihre Wichtigkeit, indem sie den Goldesel Bundesrat an Spenderfreude noch übertrafen. Das war nicht parlamentarisch, das war populistisch.

Willkommene Erholungsphase

Ebenso verblüffend wie die Erosion des Parlaments war der parallele Bedeutungsverlust der Volksrechte. Bisher bestand die Selbstwahrnehmung der Nation ja zu grossem Teil darin, dass hier der Souverän der vereinten Bürger und nicht die Obrigkeit absolutistisch über Verfassung und Gesetzgebung bestimmt.

Seit das Virus ins Land sprang, sind die Volksrechte nur noch eine Erinnerung. Sie sind deaktiviert. Unterschriftensammlungen zu Volksbegehren und Referenden sind verboten. Es gilt der sogenannte Fristenstillstand der direkten Demokratie.

Und vermisst irgendwer, dass sich das Referendum gegen den Kampfjet nun in Luft aufgelöst hat? Vermisst irgendwer, dass die Volksinitiative für Klimaschutz nun auf Eis liegt? Es war keine einzige ernsthafte Stimme zu hören, die den Zusammenbruch der verfassungsmässigen Volksherrschaft beklagte. Die Corona-Phase war eher eine willkommene Erholungsphase von der zuvor hektischen und permanenten Aufdringlichkeit der direkten Demokratie. Sagen wir es so: Eine Volksinitiative zur Wiedereinführung der Volksrechte während der Corona-Phase wäre mit 80 Prozent der Stimmen abgelehnt worden.

Ja, die Schweiz hat tatsächlich ein politisches System, das eine verblüffende Dehnbarkeit an den Tag gelegt hat. Es hat die Konsistenz von Gummi. Die Schweiz verträgt Kautschuk-Demokratie ebenso wie Kautschuk-Diktatur. Die Unterschiede sind kleiner als vormals vermutet.

Wir können uns also zufrieden zurücklehnen. Wir sind eine mustergültige Demokratie. Aber wir können auch anders. Und dann können wir mustergültig auch das. ○



Thiel

In der Klinik

Von Andreas Thiel

Psychiater: Gehört der General in Uniform zu den Patienten?

Pflegerin: Ja, er leidet an Hoplophobie.

Psychiater: Er fürchtet sich vor Schusswaffen? Sind das hier die Angstpatienten?

Pflegerin: So ist es. Der Kraftprotz beispielsweise, der sich mit dem General unterhält, ist Raubtierdompteur und leidet an einer Ailurophobie.

Psychiater: Er hat Angst vor Katzen? Sehr interessant.

Pflegerin: Aussergewöhnlich ist auch der Fall dieser Coiffeuse, die eine Chaetophobie hat.

Psychiater: Sie fürchtet sich vor behaarten Menschen? Muss sie sich deshalb mit diesem behaarten Menschen unterhalten?

Pflegerin: Ja, das ist eine therapeutische Sitzung.

Psychiater: Ist das nicht ein bekannter Gewerkschaftsboss?

Pflegerin: Ja, er leidet an Ergophobie.

Psychiater: Er hat Angst vor Arbeit? Und der Pfarrer dort drüben leidet wohl an Eusebie.

Pflegerin: An Gottesfurcht? Nein, an Ikonophobie. Er ist Protestant und fürchtet sich vor Bildern.

Psychiater: Weshalb trägt der Mann dort drüben eine Zwangsjacke?

Pflegerin: Das ist ein Mörder.

Psychiater: Und leidet er an Hämatophobie?

Pflegerin: Ob er kein Blut sehen kann? Im Gegenteil, er hat eine Coulrophobie.

Psychiater: Er hat Angst vor Clowns? Dann handelt es sich um eine therapeutische Sitzung, die er da mit dem Clown hat?

Pflegerin: Nein, er tröstet den Clown, weil dieser unter Gelotophobie leidet.

Psychiater: Der Clown hat Angst, ausgelacht zu werden?

Pflegerin: Ja, er denkt, alle seien verrückt.

Psychiater: Aber der Herr dort drüben sieht völlig normal aus.

Pflegerin: Das ist ein Virologe, der an Mysophobie leidet.

Psychiater: Ein Virologe, der Angst vor Viren hat? Damit bringt man es als Mediziner auch nicht weit.

Pflegerin: Im Gegenteil, der hat richtig Karriere gemacht im Bundesamt für Gesundheit.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Schlicht der Beste

Manches, was Novak Djokovic sagt, klingt verrückt. Viele stören sich auch seinen martialischen Gesten. Trotzdem ist nur schwer verständlich, weshalb dem Serben so viel Missgunst entgegenschlägt. Er ist intelligent, fair und humorvoll – und als Tennisspieler ein Genie. *Von René Bortolani*

Das Wimbledon-Finale 2019 war mit einer Spielzeit von 4 Stunden und 57 Minuten das längste in der Geschichte des traditionsreichsten Tennisturniers – und das denkwürdigste. Roger Federer war der bessere Rasenspieler, Novak Djokovic der mental stärkere: Er gewann auf dem Weg zum Sieg drei Tiebreaks, wehrte zwei Matchbälle ab – und trotzte dem Publikum, das Everybody's Darling siegen sehen wollte und nicht eine serbische Kampfmaschine.

Zur Erinnerung: Schon am US Open von 2010 und 2011 wehrte der Serbe jeweils im Halbfinal Federer-Matchbälle ab und gewann schliesslich – 2011 mit einem Serviceturn, den John McEnroe als einen der «grössten Schläge aller Zeiten» bezeichnete.

Nach dem epischen Wimbledon-Finale vom letzten Jahr verriet Djokovic, wie er es schaffte, fokussiert zu bleiben: «Wenn die Leute <Roger> schrien, hörte ich einfach <Novak>. Das klingt verrückt, aber so war es.»

Zwiegespräche über Gott

Manches, was Djokovic sagt, klingt verrückt. Eben musste er einen medialen Shitstorm über sich ergehen lassen, weil er behauptet hatte, er habe «Menschen erlebt, die durch die Kraft von Gebeten und Dankbarkeit stark verschmutztes Wasser in Wasser mit Heilkraft verwandelt haben». Ziemlich schräg sind auch Videos, die er über Instagram verbreitet und in denen er mit «Meistern» wie etwa den holländischen Extremsportler Wim «Iceman» Hof, der es bis zu zwei Stunde bis zum Hals in Eiswasser aushält, Zwiegespräche über Gott und die Welt oder über Lebensführung und Ernährung hält.

Nicht beliebter hat Djokovic auch das Bekenntnis gemacht, trotz Corona ein Impfgegner zu sein: «Ich möchte nicht, dass mich jemand zwingt, einen Impfstoff einzunehmen, um Reisen zu können.» Unklar ist, ob der Veganer, der über seine Essengewohnheiten ein Buch geschrieben hat («Serve to Win», auf Deutsch: «Siegernahrung»), religiös motiviert ist oder nur einen Hang zur Esoterik auslebt, wenn er seine gesammelten Weisheiten kundtut. Unbestritten ist hingegen, dass ihn viele deswegen und auch wegen seiner martialischen Gesten auf dem Court nicht mögen, obwohl er viel unternimmt, um zu gefallen: In Roland Garros beispielweise, wo auf Sand gespielt wird, malt er mit dem Racket grosse Herzen auf den Platz; ausserdem verbeugt er



«Ich habe noch keinen gesehen, der unbesiegbarer ist»: Tennis-Wunder Djokovic.

sich nach Siegen stets in alle vier Himmelsrichtungen.

Vorbilder Federer und Nadal

Warum ihm immer wieder Missgunst entgegen schlägt, ist eigentlich schwer verständlich, denn Djokovic gilt als intelligent (er spricht ein halbes Dutzend Sprachen), als fair (er ist ein guter Verlierer) und als humorvoll (etwa, wenn er Mitspieler parodiert). Und vor allem: Er ist ein grossartiger Tennisspieler, mit Sicherheit der beste aus dem Wilden Osten seit Ivan Lendl. Sein Head-to-head gegen seine beiden ewigen Gegner Roger Federer und Rafael Nadal ist jedenfalls positiv: Gegen den Schweizer führt er mit 27 zu 23 Siegen, gegen den Spanier mit 29 zu 26 Siegen. Sein Verhältnis zu Federer ist professionell, neutral. Die beiden sind keine dicken Freunde, aber Djokovic betont, wie sehr ihn Federer und Nadal als Vorbilder geprägt haben.

Der Amerikaner Todd Martin, ein ehemaliger Weltklasespieler, sagt, Djokovic sei der klare Spitzenreiter unter den grossen Drei: «Wenn es Novak gut geht und er seiner körperlichen Verfassung vertraut, zufrieden und konzentriert ist, habe ich noch keinen gesehen, der unbesiegbare ist.»

Zusammen mit Vater Srđan, Mutter Dijana und seinen beiden jüngeren Brüdern Marko und Đorđe wuchs Novak in der serbischen Hauptstadt Belgrad in beengten Verhältnissen auf. Mama Djokovic erinnert sich: «Wir hatten eine sehr schwierige Zeit. Wir arbeiteten beide in Kopaonik, aber das Geld reichte gerade, um die Miete zu zahlen. Jeden Morgen wusste ich nicht, wie ich Brot für uns kaufen konnte.»

Als Vierjähriger begann Novak mit dem Tennisspielen. Als er zwölf Jahre alt war, drängte ihn seine Jugendtrainerin Jelena Gencic, nach München in die Tennis Academy von Nikola Pilic zu gehen. «Das war wahrscheinlich eine der besten Entscheidungen meines Lebens», sagt Djokovic.

Gute Beziehungen zur Schweiz

Die Beziehung zum Kroaten Pilic, heute 81, der selber ein Weltklasespieler war, dauert noch immer an. Als Serbien 2010 den Davis Cup, den wichtigsten Wettbewerb für Nationalmannschaften im Herrentennis, gewann, war das für den Teamleader Djokovic ein besonders emotionaler Moment – und Pilic war als Berater des Teams weiterhin an seiner Seite. Pilic war ein Vorläufer der Pros. Er spielte in den Handsome Eight von Lamar Hunt, dem Sohn des Ölmilliardär H.L. Hunt. 1967 gründete er den World Championship Tennis Circuit, mit dem die Open Era im Tennissport begann: Amateure und Professionals waren ab dann zu allen Turnieren zugelassen.

Das ehemalige Jugoslawien war im Tennis schon immer eine starke Kraft. Weltklasespieler mit Major-Weihen waren nebst Pilic

Zeljko Franulovic, der lange in Lausanne lebte und seit 2005 Turnierdirektor des Masters-Turniers von Monte Carlo ist, der Wimbledon-Sieger Goran Ivanisevic (heute zeitweilig als Berater im Team von Djokovic) und die Tennis-Ladys Anna Ivanovic, Iva Majoli oder Mima Jausovec.

Serbien stellte in den letzten vier Jahr stets mindestens drei Mann in den Top Hundert der ATP, 2017 gar deren fünf – klar mehr als das Federer-Land. Wie eng sich Djokovic seiner Heimat verbunden fühlt, zeigt sich unter anderem darin, dass er seit 2011 Botschafter der Unicef für Serbien ist.

Wenn Joker, der Spitzname von Djokovic, gelegentlich unangepasst erscheint, spiegeln sich derlei Züge in der Person von Pilic, der sich auch nicht gerne unterordnete. 1973 weigerte er sich, für Jugoslawien im Davis Cup anzutreten. Der Internationale Verband (ITF) reagierte und sperrte Pilic für Wimbledon. Es

«Wenn die Leute «Roger» schrien, hörte ich einfach «Novak».»

folgte ein Boykott der Spieler, die sich in der Association of Tennis Professionals (ATP) zusammengeschlossen hatten. Vom Protest der Stars profitiert der tschechische Sandplatzspezialist Jan Kodes, der 1973 das Rasenturnier von Wimbledon gewann.

Djokovic hat auch gute Beziehungen zur Schweiz. Er hat eine Tante in Genf, wo er auch schon länger trainiert hat. Dreimal trat er an den Swiss Indoors an, die er 2009 gewann, 2010 war er Runner-up (bezwungen von Federer), und 2011 erreichte er den Halbfinal.

Millionenspende an Bergamo

Im Februar 2014 spielte die Schweiz im Davis Cup in Novi Sad. Die Serben gingen davon aus, dass Federer nach dem Australian Open, das der Schweizer Stan Wawrinka gewonnen hatte, nicht antreten würde; der Joker selber ging im eigenen Land Skifahren. Die Serben staunten nicht schlecht, als neben Wawrinka auch Federer aus dem Privatjet stieg. Die Schweiz entschied die Begegnung für sich.

Sein erstes ATP-Turnier gewann Novak Djokovic 2004 in Aachen. Bis heute sammelte er 79 Titel im Einzel, davon 17 an Grand-Slam-Turnieren. 2016 hat er als erster Spieler in der Geschichte des Tennis mehr als 100 Millionen US-Dollar an Turnierpreisgeldern angehäuft. Sein sportliches Ziel: den 20-fachen-Grand-Slam-Sieger Federer und Nadal (19 Siege, davon 12 in Paris) zu übertrumpfen. Seine Chancen sind intakt: Als 33-Jähriger bleiben ihm noch einige Jahre, um auf höchstem Niveau zu spielen.

Djokovic ist ein reicher Mann – und ein erstklassiger Werbeträger, etwa für seinen Aus-

rüster Lacoste und Peugeot; beide Firmen sind auch Sponsoren der Tour. Um ihn zu verpflichten, müssen Turnierveranstalter rund 750 000 Dollar Startgeld garantieren, in Asien erhält er im Einzelfall mehr. Damit kommt er nicht an die Zugkraft der Ticketseller Nadal und Federer an, der bis zu zwei Millionen Startgeld kassiert – plus Preisgeld natürlich.

Die Novak Djokovic Foundation, 2007 gegründet, unterstützt Kinder und Jugendliche in Serbien und beteiligt sich am Bau von Kindergärten und Schulen. Den Spitälern von Bergamo, der von der Corona-Pandemie besonders arg getroffenen lombardischen Stadt Bergamo, überwies er eine Millionenspende. Die populäre italienische Sportzeitung *Tuttosport* bedankte sich auf Serbisch für diese Geste: «*Od srca, hvala Nole!*» – «Herzlichen Dank, Nole.»

Mit seiner Frau Jelena und zwei Kindern lebt er in Monte Carlo, wo er ein veganes Restaurant betreibt. Die Corona-Zeit verbrachte er mit seiner Familie im Ressor Punte Romano in Marbella. Auch in Serbien ist er als Gastronom tätig: Seine Restaurant-Kette «Novak Cafe & Restaurant» bietet Eselmilchkäse an, eine Spezialität aus Serbien und eine der teuersten Käsesorten.

Gastspiel von Boris Becker

Stammcoach von Djokovic ist der Tscheche Marian Vajda, der als bodenständig, bescheiden und loyal gilt. Er hatte seinen Platz 2017/2018 zeitweise für den Spanier Pepe Imaz, auch als Guru bezeichnet, räumen müssen. Das Gastspiel von Boris Becker als Djokovics Coach zwischen 2013 und 2016 verrät ein typisches Verhaltensmuster der Stars: Sie haben am meisten Respekt vor Altmeistern. Auch Federer profitierte von Ex-Cracks, früher vom Australier Tony Roche und 2014 und 2015 vom Schweden Stefan Edberg.

Boris Becker, selber dreifacher Wimbledon-Sieger, kritisierte das Publikum nach dem letztjährigen Wimbledon-Final als Kommentator des britischen TV-Senders BBC: «Einen viermaligen Champion muss man ein kleines bisschen mehr respektieren. Die Leute müssen endlich begreifen, wer dieser Novak Djokovic ist.»

Die simpelste Antwort lautet: die Welt Nummer 1 im Tennis.



René Bortolani war Chefredaktor der *Annabelle*, der *Schweizer Illustrierten* und des *Tages-Anzeiger-Magazins* und gehört seit Jahrzehnten zu den besten Tennisspielern des Landes. Rund 20 Schweizer Meistertitel gehen auf sein Konto, quer durch alle Altersklassen.

Europas Wunsch-Weltmacht

Für eine Mehrheit der europäischen Denker ist die Zukunft wieder in den roten Osten gerückt. China gilt als sozialdemokratische Oase. Amerika wird als neues Feindbild gepflegt. Was hat das zu bedeuten? *Von Hans Ulrich Gumbrecht*

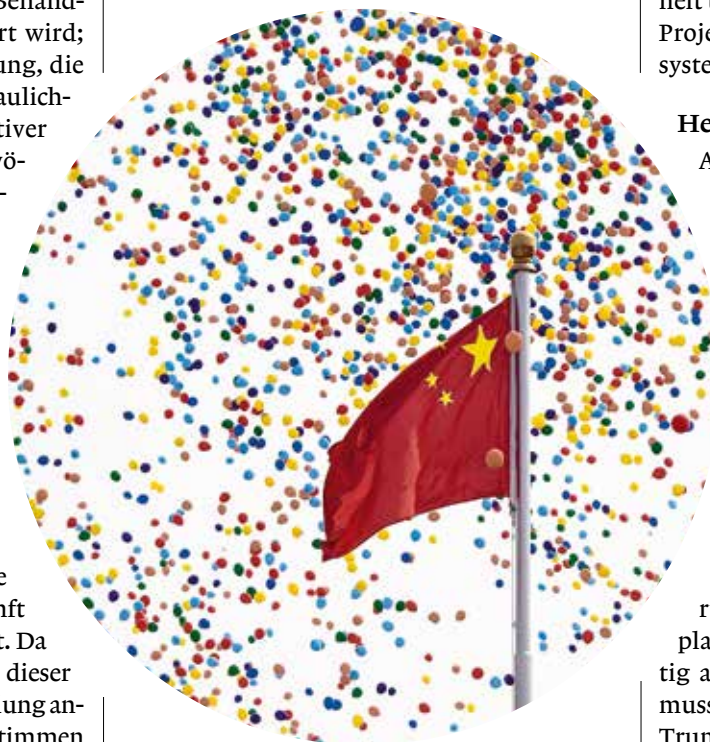
Ganz im Gegensatz zur Notstandsentschlossenheit der europäischen Staaten ist aus der Ratlosigkeit von Medien und Denkern angesichts der Corona-Herausforderung eine bemerkenswerte Streuung von profund angesetzten, doch am Ende banalen Deutungen entstanden. So konnte es nicht ausbleiben, dass nun auch das royal-resistente Virus als Strafe der Natur für deren schlechte Behandlung durch die Menschen identifiziert wird; oder als Auslöser einer Entschleunigung, die uns den häuslichen Segen neuer Beschaulichkeit beschern soll; oder als ultimativer Vorwand einer neoliberalen Verschwörung mit dem Ziel, endgültig die Priorität kapitalistischer Wirtschaftsinteressen durchzusetzen.

Nur ein Motiv, eine einzige drängende Doppelhoffnung zieht sich durch alle Positionen in diesem Panorama allzu geistreichen Fantasierens: dass die Vereinigten Staaten als «Weltmacht im Sinkflug» aus unserer prekären Gegenwart für immer geschwächt hervorgehen – und durch die Volksrepublik China «abgelöst» werden sollen. Für eine europäische Meinungsmehrheit scheint die Zukunft also wieder in den roten Osten gerückt. Da sich auch amerikanische Intellektuelle dieser Vision in pflichtbewusster Selbstgeißelung anschließen, fehlt es ihr gegenüber an Stimmen des Protests oder wenigstens der Überraschung. Niemand fragt, woher der geballte Wunsch nach dem Ende der amerikanischen und dem Beginn der chinesischen Herrschaft kommt.

Was Europäer gerne ausblenden

Was Deutschland angeht, so gibt es einen halb ernst zu nehmenden Witz, der die Frage beantwortet: Man wird den Amerikanern die Befreiung vom Nationalsozialismus und die Erziehung zur parlamentarischen Demokratie nie ganz verzeihen. In Bezug auf den weiteren Kontext der Europäischen Union zeigt die Option für China, dass alle Gründungsprojektionen von einer Rückkehr zum Weltmachtstatus in internen Scharmützeln aufgegangen sind. Doch wie lässt sich neben der medialen Schadenfreude über die wachsenden Zahlen von Corona-Opfern und Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten die kollektiv-psychische Wucht erklären, mit der alle Vermutungen über den

Ausgang der Pandemie im chinesischen Wuhan und die drastischen Zahlenmanipulationen der chinesischen Regierung verdrängt und in Bewunderung für die wirksame Eindämmung der Epidemie umgekehrt wurden? Aus EU-Perspektive haben die Volksrepublik China und die Vereinigten Staaten den Status der grossen Alternativen zur eigenen Wirk-



Alternative zur eigenen Wirklichkeit.

lichkeit. Doch wenn im Kalten Krieg die atlantische Einheit zwischen Nordamerika und dem westlich-zentralen Europa ausser Frage gestanden war, so hat sich in dem Vierteljahrhundert, das seit der Implosion des Staatssozialismus in Osteuropa vergangen ist, das Gefühl der Affinität (oder der Wunsch nach ihr) der Volksrepublik China zugewandt. Dieser Befund wird selten explizit gemacht – und mag zum kollektiven Unbewussten des gegenwärtigen Europa gehören. Gerade deshalb erlaubt er uns, Schichten eines Wunschdenkens in den Gesellschaften der EU-Staaten (und möglicherweise auch der Schweiz) freizulegen, von denen kaum die Rede ist, weil sie dem normativen und sonst als sympathisch empfundenen Selbstbild widersprechen.

Dass Militärinvestitionen in China, wie auch in Amerika, ein Vorrang unter den Staatsaus-

gaben zukommt, klammern Chinas pazifistisch gesinnte Freunde in Europa gerne aus. Lieber stellen sie sich das Reich der Mitte, im Kontrast zur angeblichen Risiko- und Stresswelt der Vereinigten Staaten, als eine sozialdemokratische Wohlfahrts-gesellschaft vor, deren Bürger einerseits alle denkbaren Versorgungs- wie Umverteilungsleistungen vom Staat erwarten und andererseits ihre Privatsphäre auf Distanz von staatlichen Interventionen halten dürfen. Aber teilen die politischen Systeme in Europa mit den Vereinigten Staaten nicht die Funktionen der Öffentlichkeit, wie sie China als kommunistischer Einparteiensstaat seinen Bürgern verweigert? Wie konnte die Volksrepublik trotzdem zur Wunsch-Weltmacht der Zukunft aufsteigen? Warum nehmen so wenige Europäer dem chinesischen Staat die Verweigerung von Freiheit und Selbstbestimmung übel, ja selbst das Projekt eines elektronischen Überwachungssystems für das Verhalten aller Bürger?

Heimliche Affinität der EU und Chinas

All dies könnte mit einem heimlichen Traum zu tun haben, zu dessen Gegensatz die amerikanische Gesellschaft wird. Politik vollzieht sich im amerikanischen Zweiparteiensystem nach dem Prinzip der Kontroverse – und nicht unter einem Ideal von Konsens und Koalitionen. Daraus ist in europäischer Sicht, eigentlich erst während des letzten Jahrzehnts, das Horrorbild der angeblich «gespaltenen amerikanischen Nation» erwachsen. Dass sich aber allein in Gesellschaften von Pluralität und Kontroverse Veränderungen ereignen können, die niemand geplant oder vorhergesehen hatte, wird einseitig auf ein Problemkonto abgebucht. Dabei muss man ja nicht einmal ein Wähler Donald Trumps sein, um die Diskontinuität seines politischen Stils als Potenzial und Provokation der Veränderung zu sehen. Von bahnbrechenden amerikanischen Erfindungen und ihrer vollzogenen Entwicklung wie der Elektronik gar nicht zu reden.

Hingegen mag die heimliche Affinität zwischen der Europäischen Union und der Volksrepublik China in einer Sehnsucht nach risikofreier Kontinuität liegen – oder sollte man sagen: in einem Traum von Stagnation? Wo alle ohnehin gleich und sich einig sein sollen, da bedarf es des Aufwands der Öffentlichkeit eigentlich nicht mehr. Und warum sollte sich an einem Überwachungssystem stossen, wer an der Ordnung hängt, die es sichern soll?

Hans Ulrich Gumbrecht ist deutsch-amerikanischer Romanist und emeritierter Professor für Komparatistik der Stanford University.

Perestroika aus dem Süden

Der Schweizerische Gewerbeverband gilt als liberale Bastion. Der designierte Präsident aus dem Tessin vertritt Positionen, die auch links gut ankommen. Wie bürgerlich ist Fabio Regazzi? Von Katharina Fontana

Im letzten Herbst erlebte der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) ein eigentliches Massaker. Präsident Jean-François Rime (SVP) wurde nicht mehr in den Nationalrat gewählt, dasselbe Schicksal erfuhr der freisinnige Direktor Hans-Ulrich Bigler. Der SGV machte sich auf die Suche nach einem neuen Präsidenten und wurde fündig bei Fabio Regazzi. Im Januar hat die Gewerbekammer den Tessiner als einzigen Kandidaten für das Präsidium nominiert, im Oktober soll er am Kongress offiziell ernannt werden.

Der 57-jährige Regazzi ist langjähriger Nationalrat der CVP. Er arbeitete als Anwalt und Notar, später stieg er ins Familienunternehmen Regazzi in Gordola ein, das von seinem Grossvater gegründet wurde und das er selber seit zwanzig Jahren leitet. Auch Diana Gutjahr würde sich in der Rolle der SGV-Präsidentin sehen. Die 36-jährige Thurgauer SVP-Nationalrätin und Unternehmerin stieg ebenfalls in den Ring, hatte bei der Gewerbekammer aber das Nachsehen. Dass sich Regazzi gegen Gutjahr durchsetzte, ist eher überraschend. Vielleicht gab seine Zugehörigkeit zur politischen Mitte den Ausschlag, vielleicht punktete Regazzi mit seinem Mandat in der Wirtschaftskommission des Nationalrats.

Mieterlass und Papi-Zeit

Eine offene Frage ist, inwieweit der Tessiner an die Spitze des SGV passt. Denn wenn etwas in der Schweizer Politik sicher schien, so war es die freiheitlich-konservative Wirtschaftsausrichtung des Gewerbeverbands. Keine neuen Steuern, keine höheren Abgaben, keine zusätzlichen Regulierungen, lautete das Mantra. Fabio Regazzi sieht das Ganze dagegen nicht so eng.

So will er Vermieter dazu zwingen, ihren Geschäftsmietern wegen der Corona-Krise einen Teil der Miete zu erlassen. Kritiker beurteilen dies als unverfrorenen Eingriff in die Vertragsfreiheit, was den nominierten SGV-Präsidenten, der selber Immobilien vermietet, aber nicht anfigt. Er sei zwar ein liberal denkender Mensch, doch in dieser ausserordentlichen Situation komme man mit Ideologie nicht weiter, sagt Regazzi. Man müsse pragmatisch vorgehen, zudem liege es auch im Interesse der Vermieter, wenn sie den Mietern entgegenkämen. Dennoch: Mit seinem Einsatz für einen staatlich erzwungenen Mieterlass lehnt sich Regazzi weit aus dem Fenster. Manch ein Vermieter dürfte sich unverstanden fühlen.



Konzessionen statt Prinzipien: Politiker Regazzi.

Für Erstaunen sorgte auch, dass der Unternehmer für möglichst strenge Corona-Massnahmen warb. So sprach sich Regazzi in einem Beitrag in der *Weltwoche* im März (26. 3. 2020) kurzerhand für einen nationalen Shutdown aus: «Nur was es wirklich braucht, darf noch getan werden.» Die Wirtschaft schweizweit komplett herunterzufahren, wie dies der CVP-Mann forderte, war indes nicht nötig. Seine damalige Einschätzung sei wohl zu emotional gewesen, räumt Regazzi im Gespräch freimütig ein. Die restliche Schweiz habe gut daran getan, kein so hartes Regime zu beschliessen wie das von der Pandemie besonders betroffene Tessin.

In Bundesbern setzt sich Regazzi verlässlich für die Anliegen seines Kantons ein. Daneben machte er sich für eine Steueramnestie stark und für einen milderen Umgang mit Schnellfahrern. Andere Vorstösse aus seiner Feder passen dagegen wenig zu einem bürgerlichen Politiker. So befürchtete der Tessiner, dass die Schweizer Tausendernote kriminelle Aktivitäten wie Korruption oder Steuerflucht begünstigen könnte. Oder er wollte Anreize schaffen, damit über 70-jährige Autofahrer freiwillig ihren Führerausweis abgeben, beispielsweise, indem der Staat ihnen das SBB-Generalabonnement mitfinanziert.

Fast ungläubig nahm man zur Kenntnis, dass Regazzi einen über Lohnbeiträge finanzierten zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub gutheisst. Noch vor wenigen Jahren wäre der Gewerbeverband gegen einen solchen Sozialausbau auf die Barrikaden gestiegen, nun

rührt der voraussichtlich nächste Präsident gar die Werbetrommel. «Ich habe meine Meinung in den letzten zwei Jahren geändert», sagt Regazzi. «Man muss anerkennen, dass die junge Generation ein anderes Vaterbild hat und sich den Urlaub wünscht. In der Roman die beispielsweise wird dieses Anliegen auch vom Gewerbe unterstützt. Das kostet keine Unsummen. Und zwei Wochen Absenz sind für die Betriebe vertretbar; die Wirtschaft hat sich ja auch gut damit arrangiert, dass die Männer in den Militärdienst müssen.» Ganz anders sieht das übrigens seine Konkurrentin Diana Gutjahr: Sie bekämpft den Vaterschaftsurlaub an vorderster Front.

Dialogsuchender Brückenbauer

Wird der SGV mit Regazzi an der Spitze weicher und nachgiebiger politisieren? «Ich bin kein Sonnenkönig und kann nicht allein über die Geschicke des Verbandes bestimmen.» Regazzi ist aber überzeugt, dass die rigide Linie, wie sie in der Vergangenheit gefahren wurde, nicht immer gewinnbringend war. «Wer strikt an seinen Positionen festhält und nie Kompromisse eingeht, der isoliert sich und verliert die Anerkennung – das sieht man auf der anderen Seite des Spektrums auch bei gewissen Gewerkschaften. Statt eisern Prinzipien zu verteidigen, ziehe ich es vor, hin und wieder Konzessionen zu machen, wenn dies zu positiven Resultaten führt.» Der Schweizerische Gewerbeverband als dialogsuchender Brückenbauer: An diese Vorstellung muss man sich erst noch gewöhnen. ○

«Öffnet eure Länder!»

Knut Wittkowski war leitender Epidemiologe an der New Yorker Rockefeller-Universität. Für die drakonischen Massnahmen zur Eindämmung des Coronavirus gebe es keine Gründe. Er warnt vor verheerenden Konsequenzen. *Von Fraser Myers*

Überall auf der Welt erklären Regierungen, sie richteten sich mit ihren drakonischen Massnahmen zur Eindämmung des Virus nach der Wissenschaft. Aber die Wissenschaft ist in Bezug auf Covid-19 uneins. Viele Experten haben ernsthafte Zweifel an der Wirksamkeit der Massnahmen und vertreten die Auffassung, dass die weitverbreitete Furcht vor Covid-19 nicht gerechtfertigt sei.

Knut Wittkowski, geboren 1954 in Berlin, ist einer dieser Experten, die für einen Richtungswechsel eintreten. Er leitete die Abteilung Biostatistik, Epidemiologie und Forschungsdesign an der Rockefeller-Universität in New York, wo er heute als Unternehmer tätig ist.

Herr Wittkowski, ist Covid-19 gefährlich?

Nur wenn sie altersbezogene schwere Begleiterkrankungen haben. Wenn Sie in einem Pflegeheim sind, weil Sie alleine nicht mehr leben können, dann ist es gefährlich für Sie, infiziert zu werden.

Wieso sterben Ärzte und Pflegepersonal, die nicht alt sind und keine Begleiterkrankungen haben?

Ein paar sterben, bedauerlicherweise, wie bei jeder Grippe, und das wird dann von den Medien hochgespielt.

Wie weit ist die Epidemie fortgeschritten?

In China ist sie vorbei. In Südkorea ist sie vorbei. In den meisten Ländern Europas sind die Zahlen beträchtlich gesunken. Grossbritannien und Weissrussland sind Nachzügler, weshalb das Bild, das sie abgeben, nicht genau dasselbe ist wie jenes der Länder in Kontinentaleuropa.

Haben die Interventionen eine deutliche Wirkung gehabt?

Als die ganze Geschichte begann, wurde der Schutz der Spitäler vor Überlastung als ein Grund für den Shutdown angeführt. Es gibt nun aber keinen Hinweis darauf, dass die Spitäler je hätten überlastet werden können, gleichgültig, was wir taten. Deshalb könnten wir jetzt wieder öffnen und die ganze Geschichte vergessen. Das ideale Vorgehen wäre eine einfache Isolierung der Pflegeheime gewesen. Damit das Personal rund um die Uhr dortgeblieben wäre, hätte es mit Überstundengeld bezahlt werden müssen.

Wie lange kann man so etwas tun?

Drei Wochen, das ist möglich. Achtzehn Monate ist unmöglich. Die Abflachung der



«Eine Epidemie, die die Alten traf.»

Kurve – die Verlängerung der Epidemie – macht es schwieriger, die Älteren, die in Gefahr sind, zu schützen. Je länger die Epidemie dauert, desto mehr alte Menschen werden infiziert, desto mehr Todesfälle sind zu beklagen.

Was sind weitere Gefahren des Shutdowns?

Als direkte Folgen haben wir Selbstmorde, häusliche Gewalt und andere soziale Konsequenzen, die zum Tod führen. Dann gibt es Leute, die wegen zu grosser Angst bei anderen Problemen wie Schlaganfällen oder Herzinfarkten nicht ins Spital gehen. Sie vermeiden den Spitalaufenthalt aus Covid-Furcht, und dann sterben sie.

Haben wir bald Herdenimmunität?

Alle Studien, die bisher angefertigt wurden, zeigen, dass bereits mindestens 25 Prozent der Bevölkerung immun sind. Das gibt uns ein angenehmes Polster. Wenn 25 Prozent der Bevölkerung immun sind, werden es

bald jene 50 Prozent sein, die nötig sind für das, was Herdenimmunität genannt wird. Deshalb wird die Epidemie sich nicht so schnell ausbreiten, wie sie das am Anfang getan haben könnte.

Sollte man Social Distancing praktizieren?

Nein.

Wieso nicht?

Wieso? Welche Rechtfertigung gibt es dafür? Die Leute sollten von der Regierung eine Erklärung verlangen. Die Regierungen schränken die Freiheit ein. Sie müssen nicht mich nach einer Rechtfertigung fragen. Es sind die Regierungen, die sich rechtfertigen müssen dafür, was sie tun. Sorry, aber so ist es.

Was taugen Masken?

Nicht viel – aber jetzt, da die Epidemie abgeklungen ist, gar nichts.

Was lief eigentlich falsch?

Die Regierungen ermöglichten keine offene Diskussion, an der verschiedene Stimmen

beteiligt gewesen wären. In Grossbritannien hörte man nur eine Person: Neil Ferguson. Seine Projektionen basierten auf der Annahme, dass ein Prozent aller Personen, die sich infizieren, sterben würden. Dafür gibt es keine Rechtfertigung. Haben die Südkoreaner die Wirtschaft zugezogen? Nein. Auch die Chinesen schlossen die Wirtschaft nicht. Man schränkte das Ausreisen aus Wuhan ein, stoppte den Zugverkehr, blockierte die Ausfallstrassen. Das soziale Leben in der Stadt selber wurde erst sehr spät eingeschränkt.

Was schliessen Sie daraus?

Obschon die Regierungen wissen mussten, dass die Epidemie in drei Wochen vorbei und die Zahl der Toten gering sein würde – wie bei einer normalen Grippe –, begannen sie Mitte März mit den Shutdowns.

Warum taten sie das?

Weil jemand aus einem Hut die Zahl hervorgezogen hatte, nach der ein Prozent aller Infizierten sterben würde. Man könnte argumentieren, dass vielleicht ein Prozent aller Fälle sterben würde. Aber ein Prozent aller Infizierten ergibt überhaupt keinen Sinn. Diesen Beweis hatten wir schon Mitte März.

Erklären Sie bitte den Unterschied zwischen «Fällen» und «Infizierten»?

Fälle sind Leute, die Symptome haben, die ernst genug sind, um ins Spital zu gehen oder behandelt zu werden. Die meisten Infizierten haben überhaupt keine Symptome. Wenn man eines Morgens mit Halsweh aufwacht, ist das noch kein Fall. Ein Fall ist es erst, wenn jemand sich im Spital meldet.

Die britische Regierung war beeinflusst von der Situation in Italien. Was lief dort schief?

Es gab viele Tote in Altersheimen. Das erschreckte die Bevölkerung. Daraufhin tat Italien etwas Unlogisches: Man schloss die Schulen, so dass die Schulkinder isoliert und nicht infiziert wurden. Deshalb wurden die Kinder nicht immun.

Weshalb ist das unlogisch?

Sehr früh wussten wir von China und Südkorea, dass das eine Epidemie ist, die ausläuft. Aber als sie Italien erreichte, hörten wir auf, sie als ein altersbedingtes Problem zu betrachten, und warfen alle Altersgruppen zusammen. Die Idee, dass die Spitäler überlastet würden, wenn man die Schulen nicht schliesse, ergibt überhaupt keinen Sinn. Ich kann ehrlich immer noch nicht ganz begreifen, wie unsere Regierungen so dumm sein konnten.

Die Regierungen sagen, sie folgten der Wissenschaft.

Wissenschaftler sind heute in einer sonderbaren Lage: Sie sind finanziell von den

Regierungen abhängig. Das ist ein Trend, der sich in den letzten vierzig Jahren entwickelt hat. Vorher hatte man als Professor an einer Universität sein Salär und seine Freiheit. Heute gibt es ein Pult und Zugang zur Bibliothek. Und dann muss man die Regierung um Finanzierung angehen und einen Antrag auf Fördergeld stellen. Wenn du im Ruf stehst, die Regierung zu kritisieren, was geschieht dann mit deinen Chancen auf Finanzierung? Das schafft einen riesigen Interessenskonflikt. Die Leute, die in Deutschland und der Schweiz offen reden, sind alle von Regierungsgeld unabhängig.

Wie beurteilen Sie die Politik der USA?

Der erste Todesfall in den Vereinigten Staaten war in einem Pflegeheim in Seattle. Das war gegen Ende Februar. So wusste jedermann, dass wir dasselbe erwarten würden, was wir in Italien gesehen hatten: eine Epidemie, die die Alten traf. Aber bis vor kurzem erklärte die Regierung des Staates New York, ein Pflegeheim, das keine Patienten aus den Spitälern aufnehme, verliere seine Finanzierung. Die Pflegeheime waren also gewissermassen gezwungen, das Virus aus den Spitälern zu sich zu importieren.

Lassen sich die Folgen dieser Politik abschätzen?

Ein Drittel aller Todesfälle im Bundesstaat New York war in Pflegeheimen. Man hätte durch deren Isolierung allein in den USA 20 000 Todesfälle vermeiden können. Nach drei oder vier Wochen hätten die Heime wieder geöffnet werden können. Das wäre eine vernünftige Strategie gewesen.

Am Wochenende hat in Deutschland die Fussball-Bundesliga unter Ausschluss des Publikums ihren Betrieb wieder aufgenommen. Ist das sinnvoll?

Sinnvoll, um die Demokratie weiter auszuhebeln.

Wie meinen Sie das?

Eine Atemwegserkrankung breitet sich im Freien nicht aus. Trotzdem sind mir Schulen und Wirtschaft wichtiger. Die Schulen zu schliessen, die Wirtschaft gegen die Wand zu fahren, dazu bestand kein Anlass.

Es ist leichter, das rückblickend zu sagen.

Die Epidemien in Wuhan und Südkorea waren Mitte März vorbei. Im März unterbreitete ich der Online-Zeitschrift *Medrxiv* ein Papier, das all das zusammenfasst. Spätestens gegen Ende März waren die Zahlen vorhanden. Am 17. April präsentierte man am Coronavirus-Presse-Briefing im Weissen



Knut Wittkowski.

«Es sind die Regierungen, die sich rechtfertigen müssen dafür, was sie tun.»

Haus Zahlenmaterial, einschliesslich einer Abbildung. Ich warf einen Blick darauf und fragte mich, wieso die Leute nicht aufsprangen.

Was war zu sehen?

Die Abbildung zeigte das Zahlenmaterial aus dem ILI Net*. Während fünfzehn Jahren haben die Spitäler jede Person gezählt, die sich mit einer grippeähnlichen Krankheit meldete – Fieber, Husten et cetera. In der Grippezeit 2019/20 gab es drei Gipfel: Der erste war im späten Dezember – Influenza B; der nächste im späten Januar – Influenza A; der letzte um den 18. März – Covid-19. Damit der Gipfel an jenem Tag erreicht wurde, mussten Patienten eine siebentägige Inkubationsperiode durchgemacht haben und dann Symptome zeigen. Man geht aber nicht mit den ersten auftretenden Symptomen ins Spital. Erst wenn es einem nach drei Tagen schlimmer geht, meldet man sich im Spital.

Wie ging es weiter?

Vier Wochen später, am 8. April, war die Zahl der Infektionen bereits gesunken. Rechtzeitig auf Ostern hätte unsere Regierung zugeben müssen, dass sie übervorsichtig gewesen war. Die Leute hätten das akzeptiert. Zwei Wochen Shutdown wären nicht das Ende der Welt gewesen. Wir hätten nicht die Situation gekriegt, die wir jetzt in den USA haben, mit dreissig Millionen Arbeitslosen. Firmen gehen innerhalb von zwei Wochen nicht bankrott. Zwei Monate sind eine ganz andere Geschichte.

Was sind die Folgen?

Wenn man für ein Restaurant in New York zwei Monate Miete bezahlen muss, ohne Einnahmen zu haben, geht man pleite. Wir haben viel Geld an wirtschaftliche Rettungspakete verschwendet – Billionen von Dollars in den USA. Wir haben mehr Todesfälle und Krankheiten, als wir sie sonst gehabt hätten. Und es geht weiter und weiter und weiter, bloss weil die Regierung Angst hat, einen Fehler zuzugeben.

Was raten Sie den Europäern?

Der einzige Grund für den Shutdown – eine Überlastung der Krankenhäuser zu verhindern – ist nicht gegeben. Öffnet eure Länder!

*Influenza-like Illness Surveillance Network (Netzwerk zur Überwachung Influenza-ähnlicher Krankheiten).

Das ist die gekürzte, bearbeitete Version eines Interviews, das zuerst im britischen Online-Magazin *Spiked* erschien. Übersetzung und Bearbeitung: Hanspeter Born



Hat Ausspionieren von Gegnern und Medien auf die Spitze getrieben: Ex-Präsident Obama (r.), Nachfolger Trump.

Schnüffler Obama

Der Verdacht erhärtet sich, dass Washington Donald Trump schon vor der Wahl 2016 bespitzelt hat. Der Fall Flynn zeigt, wie stark die US-Justiz politisiert ist und wie marode Strafverfolgungsbehörden und Nachrichtendienste geworden sind. *Von Hansrudolf Kamer*

Immer wenn es ernst wird in der amerikanischen Politik, kommen die Juristen zum Zug. Was dann abgeht, nennt man neudeutsch «Lawfare», politische Kriegführung mit dem Gesetz. Es wird dann eine Fassade der Überparteilichkeit und Neutralität aufgebaut, die es nicht gibt. Alle Richter und die Staatsanwälte sind politisch verankert, auch die höchsten.

Gegenwärtig gehen die Wogen hoch, weil Justizminister William Barr die Anklage gegen den ehemaligen Sicherheitsberater Präsident Trumps, Michael Flynn, aus Mangel an Beweisen und Relevanz zurückgezogen hat. Flynn hatte sich im Frühstadium der Russlandaffäre in zwei Anklagepunkten schuldig bekannt, weil er seinen Sohn schützen wollte. *Plea-bargaining deals*, in denen sich Unschuldige schuldig bekennen, weil sie oder ihre Familie sonst ruiniert würden, plagt die Strafjustiz seit langem.

Mit der Wahrheitsfindung hat das wenig zu tun. Das Fallenlassen der Anklage rief Trumps Vorgänger Barack Obama auf den Plan, der sich in einer «privaten Konversation» über den Zustand des amerikanischen Rechtsstaates beklagte. Es gehe nicht an, dass jemand, der einen Meineid begangen habe, nicht belangt werde. Obama ist selber Jurist, wusste, dass Flynn keinen Meineid begangen respektive die Anklage ihm dies nicht vorgeworfen hatte.

Der letzte Prominente, der einen falschen Schwur leistete, hiess Bill Clinton. Er verlor sein Anwaltspatent, durfte aber Präsident bleiben. Über den Zustand der amerikanischen Politik-kultur hatte dies bereits einiges ausgesagt. Der

Fall Flynn ist nun hängig beim Bundesgericht der Hauptstadt Washington, weil der Richter Emmet Sullivan sein Urteil aufschob.

Er beauftragte stattdessen einen pensionierten *judge*, John Gleeson, damit, herauszufinden, ob man Flynn nach dem Kollaps der Anklage doch noch wegen Meineids zur Rechenschaft ziehen könne. Das wäre indes ein neuer Anklagepunkt, und dieser kreative Ansatz ist selbst im politisierten Richter-Amerika nicht haltbar.

Nach einem Urteil des Supreme Court vor wenigen Tagen in einem andern Fall geht es grundsätzlich nicht an, dass ein Richter neue Anklagepunkte (er)findet und daraus neue Untersuchungen ableitet. Der Job eines Richters, so stellte der Supreme Court mit neun gegen null Stimmen fest, sei es, zu urteilen, nicht, neu zu inkriminieren. Sullivan weiss das natürlich, deshalb hat er sein Urteil auch nur vertagt, um Zeit zu gewinnen.

Bauernopfer Flynn

Gleeson, der nun aktiv wird, ist politisch bei den Demokraten im Anti-Trump-Lager zu Hause, publizierte vor kurzem einen Meinungsartikel in der Sache und ist befreundet mit Andrew Weissmann. Dieser hatte im famosen Mueller-Team, das in der Russlandaffäre Schiffbruch erlitt, als Frontmann mitgewirkt. Während Gleeson am Werk ist, können die politischen Gegner nichts unternehmen. Sie können so lange nicht an das Appellationsgericht gelangen, um Sullivan auszuschalten, bis dieser seine Entscheidung gefällt hat.

Es ist eine sehr amerikanische Geschichte. Flynn ist nur ein Bauernopfer. Das Manövrieren soll die Untersuchungen des Justizministeriums der Hintergründe der ganzen Russlandaffäre und das suspektere Agieren der Amtsträger Obamas hinauszögern, bis der demokratische Präsident Joe Biden installiert ist. Er würde das ganze Verfahren sofort einstellen – nicht zuletzt deshalb, weil er selber betroffen ist.

Die Amerikaner sind sich einiges gewohnt, was sich im Zwielficht der Nachrichtendienste und der Politik abspielt. Diese Gaunereien, die an den Politikstil der Demokraten in Chicago erinnern, ereigneten sich im Niemandsland zwischen der Wahl des neuen Präsidenten und dem Abgang des alten, von Anfang November 2016 bis zur Inauguration am 20. Januar 2017.

Normalerweise arbeiten die alte und die neue Mannschaft zusammen, auch wenn sie unterschiedlichen Parteien angehören: wie bei der Übergabe von Clinton zu Bush im Jahr 2000 und jener von Bush zu Obama 2008. Nicht so in diesem Fall. Die Demokraten waren durch die völlig unerwartete Niederlage gegen einen ruppigen Emporkömmling so schockiert, dass sie verzweifelt nach Mitteln suchten, um Trump schnell zu Fall zu bringen.

Es ging um Eigenschutz – Flynn hatte sich als Leiter des militärischen Nachrichtendienstes unter Obama kritisch über die Terrorismusbekämpfung geäußert und war vorzeitig in Pension geschickt worden. Als Sicherheitsberater Trumps hätte er, wie angekündigt, schnell gehandelt und die dunklen Seiten der Admi-

nistration Obama ausgeleuchtet. Deshalb geriet er ins Fadenkreuz. Flynn wurde zu einem sogenannten *ambush*-interview mit zwei FBI-Agenten aufgeboten und unter anderem über ein Telefongespräch mit dem russischen Botschafter am 29. Dezember 2016 befragt, bei dem es auch um die neuverhängten Sanktionen gegen Russland ging. Das FBI war bereits im Besitz eines Abhörprotokolls und hoffte, dass Flynn abweichende Antworten geben würde. So konnte man ihn festnageln. Das war notwendig, weil der Inhalt des Gesprächs selber nichts hergab.

Es gibt aber kein Protokoll dieser «Einvernahme». Der Bericht der beiden Agenten ging durch einen Revisionsprozess im FBI, bei dem die notorischen Trump-Gegner ihre «Korrekturen» anbrachten. Trotzdem führt ein unrichtiges Statement nach Bundesgesetz nur dann zu einem Verfahren, wenn es für eine spezifische Untersuchung relevant ist.

Hat die Behörde keine ausreichenden Untersuchungsergebnisse für eine Befragung, muss dieses Faktum dem Interviewten zuerst mitgeteilt werden. Er müsste einen Anwalt beiziehen können. Werden solche Informationen vorenthalten, sind das eklatante Verfahrensfehler. Das Ganze wird eingestellt. Das wollte die FBI-Kabale verhindern.

Untersuchungen sind angesagt

Weshalb wusste das FBI überhaupt, dass es Flynn gewesen war, der genau dieses Gespräch an diesem Datum mit dem russischen Botschafter geführt hatte? In den Abhörberichten der National Security Agency und jenen des FBI werden die Namen amerikanischer Staatsbürger in den Protokollen eingeschwärzt, weil Amerikaner prinzipiell nicht abgehört werden dürfen. Die Leser dieser Berichte können aber bei den Diensten ein *unmasking* verlangen, wenn sie triftige Gründe geltend machen.

Inzwischen wurde bekannt, dass 39 Mitglieder der Administration Obama solche Anträge stellten, unter ihnen auch Vizepräsident Joe Biden. Die diesbezüglichen Informationen unterliegen der Geheimhaltungspflicht. Werden sie an Medien weitergegeben, was dann auch geschah, ist das eine Straftat. Weitere Untersuchungen sind angesagt.

Amerika hat zahllose Nachrichtendienste. Welcher von ihnen hier am Werk war, ist unklar. Flynn's Name war einschlägigen Kreisen schon vorher bekannt, das extensive *unmasking* wäre somit unnötig gewesen. Wie leicht und routinemässig Sicherheitsvorkehrungen gegen illegale Überwachungen durchkreuzt werden, wird durch die Affäre erneut belegt.

Die seit dem Mueller-Fiasko veröffentlichten Dokumente zeigen, dass das FBI schon im Januar 2017 wusste, dass die russische Quelle von den Anschuldigungen gegen Trump im Clinton-Steele-Dossier abgerückt war und das FBI selber keine der darin enthaltenen Informatio-

nen bestätigen konnte. Die Bundespolizei war dagegen im Besitz von Hinweisen, dass das Dossier selber russische Desinformation war.

Im Weissen Haus kam es am 5. Januar 2017, zwei Wochen vor der Inauguration Trumps, zu einem Treffen mit Obama, an dem auch der damalige FBI-Chef James Comey und die stellvertretende Justizministerin Sally Yates teilnahmen. Diese beiden blieben vorerst im Amt. Sie waren «Platzhalter» Obamas in der neuen Mannschaft und wurden an diesem Tag instruiert – nach deren übereinstimmenden Aussagen –, wie die Untersuchungen gegen Trump fortgeführt werden sollten. Die Fiktion eines Zusammenspiels mit den Russen musste aufrechterhalten werden.

Das Bild verdichtet sich, dass die Obama-Truppe das Trump-Team schon vor der Wahl grossflächig bespitzelte und die Aktion in die Präsidentschaft Trump hinein verlängern woll-



te. Obama hatte das Ausspionieren von Gegnern und Medien in seiner zweiten Amtszeit auf die Spitze getrieben. Die CIA überwachte Senatoren und brach in deren Computer ein. Justizminister Eric Holder rief die Espionage Act von 1917 an, um gegen einen missliebigen Journalisten von Fox News vorzugehen. Reporter der Associated Press wurden beschattet, Gegner des Iran-Abkommens im Kongress abgehört.

Obama war nicht der erste Schnüffel-Präsident und wird nicht der letzte gewesen sein. Das Angebot der Mittel ist zu verführerisch. Das Dickicht dieser Verstrickungen belegt aber, wie reformbedürftig viele amerikanische Institutionen geworden sind – von den Nachrichtendiensten über das FBI und die Steuerbehörde bis zur gesamten Strafjustiz mit ihren käuflichen Richtern. Ein Joe Biden würde hier sicher nicht ausmisten. ○



Inside Washington

Biden-Blues

Basis an Zentrale: «Kandidat, wir haben ein Problem!»

Ein Top-Berater von Senator Bernie Sanders sendet ein verzweifertes Not-signal an Joe Bidens komatöse Präsidentschaftskampagne: Die Bernie-Basis steht einfach nicht auf Biden. Laut der Zeitung *The Hill* warnt Jeff Weaver, der 2016 Sanders Überraschungskampagne leitete, in einem Memo: «Wenn im November sämtliche Bernie-Anhänger für Joe Biden stimmen, könnte er Trump besiegen und das Weisse Haus für die Demokraten zurückerobern. Das Problem: Wesentliche Teile planen, dies derzeit nicht zu tun.»

Laut jüngsten Umfragen von *USA Today* hat fast ein Viertel der «Sandernistas» derzeit nicht die Absicht, Biden zu unterstützen. 60 Prozent sagen, sie seien nicht begeistert. Ein politischer Analyst weist auf CNN darauf hin, dass «seit 1986 derjenige Kandidat, der Begeisterung verströmt, jede Präsidentschaftswahl gewonnen hat». Donald Trump ist derzeit der Kandidat, der die Begeisterungsskala anführt, mit zweistelligem Vorsprung. Die ehemaligen Wahlkampf-gurus von Präsident Obama, David Plouffe und David Axelrod, teilen die wachsende Besorgnis über Bidens lustlose Kampagne. Die beiden Strategen warnen in der *New York Times*: «Mit Online-Reden aus seiner Kellerbibliothek wird er es nicht schaffen.» Der 77-Jährige «muss sich mehr wie ein Aufständischer verhalten und die Fähigkeit aufbauen, in jenen surrealen Momenten, die Mr Trump regelmässig bietet, blitzschnell Fakten, Humor und Spott zu verbreiten». Zum Unglück für Biden ist das Gegenteil der Fall. Seine surrealen und stotternden Auftritte könnten ein Dalí-Gemälde füllen.

Sanders behauptet, Biden werde schon genügend Anhänger anziehen. Wie der Politikwissenschaftler der American University, David Barker, gegenüber *USA Today* sagt, «liebt das Bernie-Volk [Biden] vielleicht nicht, aber es verabscheut ihn nicht so heftig, wie es [Hillary] Clinton verabscheut hat». Das ist schon etwas. *Amy Holmes*

Hinter der Tür öffnet sich ein Labyrinth

Ruth Dürrenmatt erhebt ihre Stimme gegen die «Corona-Diktatur».

Ein Demobesuch mit der Berner Künstlerin, der friedlich in ihrem fantastischen Universum ausklingt.

Von Urs Gehrig



«Wie der Vater, so die Tochter?»: Corona-Rebellin Dürrenmatt.

Ein dunkler Korridor, ein Schlafzimmer mit opulentem Bett, ausladend wie eine geöffnete Jakobsmuschel, ein vollgestelltes Wohnzimmer mit Kochnische. Das ist das bescheidene Refugium, in dem Ruth Dürrenmatt zwei Monate lang eingesperrt hauste. In der Ecke der Stube steht ein Stuhl, eingefasst in eine bizarre Holzwurzel und bedeckt mit einem Kissen mit Krähenmotiv – eine Art Thron, von dem aus sie das Spektakel beobachtet, das sich seit jener ominösen Pressekonferenz am 13. März abspielt, als Bundespräsidentin Sommaruga verkündete: «Die Lage ist ernst.»

«Diese Sommaruga hat mir einen richtigen Schreck eingejagt», sagt Dürrenmatt. Und als die Bundesrätin dann den nationalen Notstand ausrief – «Jesses Gott», habe sie gedacht, «diese Macht.» Ruth Dürrenmatt kühlt sich mit einer Cola. Immer von neuem kommt ihr die Wut hoch, wenn sie sich dieses «unwürdige Theater» vor Augen führt. Sie habe sich diese Statistiken angeschaut, diese hohe Kurve der Anste-

ckungen und die tiefe Zahl der Toten. «Da stimmt doch einfach öppis nid», sagt sie laut.

Wie sie dasitzt, die Augen gross macht hinter dicken Brillengläsern, den Kopf in das breite Faltenkinn legt und vor sich hin zetert, in gestrengem Brustton «So, so, so, sooo» sagt, da packt einen für einen Moment das Gefühl, es sitze ihr Vater, der alte Fritz, vor einem.

Hassbriefe flattern ins Haus

Lange habe sie die Wut in sich hineingefressen. Dann, Anfang Mai, ging sie auf die erste Anti-Corona-Demo. Fernsehen, Zeitungen berichten über sie. Hassbriefe flattern ins Haus. «Ein Anonymer schrieb mir, ich sei eine dicke Sau, ich solle doch an Corona verrecken.» Verletzt, aber unbeugsam, will sie auch an diesem Samstag ihren Zorn auf die Strasse tragen.

Es klingelt. Die Télévision Suisse Romande kommt zu Besuch und will ein Zitat von der Tochter des berühmten Dichters. Nach dem Interview setzt sich Dürrenmatt ans Klavier im

Aufenthaltsraum ihres Wohnhauses und singt impromptu ein Corona-Lied auf Französisch. «Faites attention», persifliert sie Bundesrätin Sommaruga, «le virus est partout.» Mit theatralischer Gestik singt sie von den staatlich verordneten Zwangsmassnahmen und warnt, jetzt im Flüsterton, vor der «Zwillingsschwester» des Virus, die man unter keinem Mikroskop sehe, die aber Herz und Hirn zerfresse: «la peur».*

Ruth Dürrenmatt hat einen beeindruckenden Stimmumfang, der über fast drei Oktaven reicht. Sie ist ausgebildete Opernsängerin und erinnert an eine Diseuse. Raffiniert improvisiert sie die Melodie der Sprache entlang.

Ruth ist Friedrich und Lotti Dürrenmatts drittes, jüngstes Kind, 1951 geboren, aufgewachsen in Neuenburg. Ihr Vater sagte in einem Interview, als es um sein Lebenswerk ging: «Ich glaube, dass alles Wichtige und alles Entscheidende auf die Jugend zurückführt.»

Ruth hatte eine idyllische Jugend, zumindest in jener Zeit, als sie noch «Ruthli» war.

Lebhaft erinnert sie sich an die Kindheit. Aufmerksam beobachtete sie die Welt der Grossen. «Jeder wollte besser sein als der andere.» Besonders wenn Max Frisch kam, ging es «sehr kompetitiv» zu und her. Eine besondere Freude hatte sie, wenn die beiden Nationaldichter Pingpong spielten. «Jeder wollte unbedingt gewinnen.» Wenn Frisch gewonnen habe, sei er herumstolziert wie ein Güggu. Und der Vater bekam einen zündroten Chopf.

Die kleine Ruth nahmen die Grossen kaum wahr. In den Momenten jedoch, in denen sie mit dem Vater allein war, habe er ihr viel Aufmerksamkeit geschenkt. «Als ich ganz klein war, hat er mich auf dem Schoss und den Schultern getragen.» Sie zeichneten immer wieder den Minotaurus. «Und er hat mir Geschichten erzählt.» Auf langen Winterspaziergängen liess der Vater der Fantasie freien Lauf. «Dann hat er von hüpfenden Nasen erzählt und von Gespenstern. Ich habe meinen Arm bei ihm eingehängt, und er hat es zugelassen, weil ich Schiss hatte», erinnert sich Ruth. «Das war meine glücklichste Zeit.»

Als aus «Ruthli» Ruth wurde, begann sich das zu ändern. Als sie ins Schulalter kam, habe er ihr gesagt: «So, itz isch fertig Gschichtli verzellt, jetzt muesch leere läse.» Das habe ich wie einen Liebesentzug empfunden.» Wir bestellen ein Taxi. «Ein grosses für meinen Rollator», ruft sie ins Telefon. Dürrenmatt hat Übergewicht und ist nicht mehr gut zu Fuss.

«Ein groteskes Kind»

Besonders das Lesen bereitete Ruth in der Schule grosse Mühe. Sie litt unter schwerer Legasthenie. «Damals in den fünfziger Jahren wusste man nicht, was das war.» Natürlich seien die Eltern enttäuscht gewesen. Besonders die Mutter, die eine grosse Bücherleserin war. Der Vater sagte nicht viel. «Er meinte einfach, ich sei faul. Dann hat man mich ins «Schlössli» geschickt.» Die Schlossschule Ins war ein anthroposophisches Internat, berüchtigt für sein strenges Regime.

Bereits als kleines Kind konnte Ruth autoritäre Stimmen schlecht ertragen und fand ihren eigenen Weg des Protests. «Ich setzte mich ans Klavier, klimperte und habe dem Vater die Meinung gesungen: «Du bisch än unmögliche aute Siech.»» Ohne Musik hätte sie eine Ohrfeige bekommen, aber so seien die Eltern einfach dagessen und hätten zugehört.

Über das Verhältnis Friedrich Dürrenmatts zu seiner jüngsten Tochter ist kaum etwas verbrieft, bestätigt Peter Rüedi, der das biografische Standardwerk über den Berner Schriftsteller geschrieben hat. «Ein groteskes Kind», mehr habe Dürrenmatt ihm gegenüber zum Thema Ruth nie gesagt.

Auch im «Schlössli» rebellierte Ruth. Sie wollte keine Haushälterin werden. Sie schwärmte von Maria Callas und träumte von einer Karriere als Opernsängerin, sehr zum Missfallen des Vaters, der Opern hasste.

Als Friedrich Dürrenmatt eines Tages nach Wien fuhr, um mit dem Komponisten Gottfried von Einem über eine Adaption der «Alten Dame» zu reden, nahm er Ruth mit. Nach der Besprechung drängte sich der Teenager vor. Ob sie etwas vorsingen dürfe? Nach Ruths Vortrag zeigte sich von Einem beeindruckt: «Warum tust du jetzt so», habe er zum peinlich berührten Vater gesagt. «Ich wäre stolz, wenn ich eine solche Tochter hätte, wie du eine hast.»

Ruth setzte sich durch und liess sich in Frankfurt, dann in München zur Opernsängerin aus-

Verletzt, aber unbeugsam, will sie auch an diesem Samstag ihren Zorn auf die Strasse tragen.

bilden. Es sollten sechs qualvolle Jahre mit vielen Rückschlägen werden.

Polizei begrüsst mit Namen

Guisanplatz. Bereits ist ein Grossaufgebot der Polizei auf dem Messeplatz aufgerückt. Ein Beamter begrüsst Ruth Dürrenmatt mit Namen. Personalien werden aufgenommen. Eben noch ganz ruhig, braust Dürrenmatt auf, mit schriller Stimme protestiert sie gegen das verwehrte Recht, zu demonstrieren, und wettet lauthals gegen die «Corona-Diktatur».

Umgehend wird sie angewiesen, den Ort zu verlassen. «Sonst bekommen Sie wieder eine Busse, wie letzte Woche», sagt der Beamte. Umringt von Kameras und Mikrofonen, geht Dürrenmatt zum Rückzugsgefecht über. Gestützt auf ihren Rollator, hält sie eine Philippika gegen die Obrigkeit wie einst Demosthenes wider den makedonischen König. Überall laute die Gefahr, sagt sie in ironischem Ton, beim Essen, in der Dusche, sogar im Bett könne einem ein Bild auf den Kopf fallen.

Wieder im Taxi, beruhigt sie sich rasch. Wir machen halt im Restaurant «Rosengarten». Der Kellner wirbelt über die prallbesetzte Terrasse. Die Sonne lacht, und zu Füssen breitet sich Berns Altstadt aus in voller Pracht. Für einen Moment ist Dürrenmatt wieder versöhnt mit der Welt.

Was hätte wohl der Vater über die Corona-Krise gesagt? Ruth Dürrenmatt studiert. «Wahrscheinlich würde er halt sagen...», dann bricht sie ab. «Ich weiss es nicht.»

Sie bestellt überbackenen Schafkäse und einen Tee. «Mit vier Päckchen Assugrin, bitte.» Dürrenmatt muss genau auf ihre Diät schauen. Wie ihr Vater leidet sie an der Insulinkrankheit. «Das Erste, was der Arzt sagte, nachdem er mir einen Magen-Bypass gesetzt hatte, war: «Wissen Sie, Frau Dürrenmatt, Sie haben, genetisch gesehen, halt einfach die Arschkarte gezogen.»» Sie habe gedacht: «Der hat mich nie singen gehört und keines meiner Bilder gesehen.»

Spontan lädt Dürrenmatt ein in ihr Atelier unweit ihrer Wohnung im Länggassquartier. Hin-

ter der Tür erwartet einen ein Labyrinth aus Fantasiefiguren und Märchengestalten, Monstern und Schicksalsdrachen, bösen Mächten, entführten Mädchen, Magiern und einem «Trömp» mit einem gigantischen Maul vor einer hysterischen Fan-Gemeinde. Hinter versteckten Türen öffnen sich Parallelwelten und Abgründe. Es sind bunte Werke, mit allerlei Maltechnik bis ins feinste Detail filigran gefertigt.

Parallelwelten und Abgründe

Inmitten der Werke hängt ein riesiger Sensenmann, der nach einer jungen Frau greift. «Der Tod und das Mädchen» heisst das Bild. Dürrenmatt erzählt, dass sie selbst einmal fast tot war, mit 26, nach der Gesangsausbildung. Man habe bei ihr einen Tumor im Eierstock gefunden. Unter dem Stress habe sie einen Herzstillstand erlitten. Während der Operation habe sie sich plötzlich von aussen gesehen. «Ich hörte die Ärzte sagen: «Die ist tot, die ist hinüber.»» Da habe sie ihren ganzen Willen zusammengekommen und in den intubierten Schlauch gebissen. Als sie erwacht sei, habe der Chirurg gesagt: «Frau Dürrenmatt, jetzt haben Sie uns einen schönen Schreck eingejagt.»

Je länger man ihr zuhört, desto deutlicher erkennt man Parallelen zum Vater. «Ich hatte immer Schwierigkeiten in der Schule», sagte Friedrich Dürrenmatt in einem Interview. «Ich war ein Mensch, der hatte kein Gedächtnis, ich war ein Träumer, ich war immer besessen, ich habe immer gezeichnet.» Immer obsessiver widmete sich der junge Dürrenmatt der Malerei. «Doch im Grund lachte alles über meine Malerei.»

Trotzdem blieb offenbar eine tiefe Kluft zwischen den beiden. Ruth erinnert sich, wie sie den Vater gebeten habe, ihr das Porträtzeichnen beizubringen. «Das kann man, oder man kann es nicht», habe der bloss gemeint und sich wieder in seine Arbeit vertieft.

Aus Angst, ausgelacht zu werden, hat Ruth Dürrenmatt ihre Kunst lange nicht publik gemacht. Im Stillen malte, zeichnete, schrieb, sang und komponierte sie wie wild.

2018 zeigte sie ihre Werke erstmals der breiten Öffentlichkeit. «Wie der Vater, so die Tochter?» hiess die Ausstellung im Centre Dürrenmatt in Neuenburg. Hinter dem Titel steht ein Fragezeichen. Sie wollte es den Zuschauern überlassen, sich ihre eigene Meinung zu bilden.

Dürrenmatt blickt auf ihr Telefon. «Wieder ein Schmähbrief!» Sie liest die SMS laut vor und löscht sie dann mit festem Daumendruck, wie man eine lästige Mücke zerquetscht. Rasch leuchten ihre Augen von neuem auf, und Ruth Dürrenmatt taucht wieder in ihr eigenes Universum ein, in dem Corona bloss ein kleiner Sternennebel ist, irgendwo inmitten grenzenloser, fantastischer Galaxien.

*Der Videomitschnitt des Corona-Liedes abrufbar auf www.weltwoche.ch/Dokumente

Beste Feinde für immer

Gewerkschaftsbundspräsident und SP-Nationalrat Pierre-Yves Maillard steckt seit seiner Rückkehr nach Bern wie ein Stachel im Fleisch von Parteikollege und Bundesrat Alain Berset. *Von Hubert Mooser*



Wie sag ich's ohne Holzhammer? Nationalrat Maillard (l.), Bundesrat Berset.

Einmal Gegner, immer Gegner? Vor über acht Jahren trafen sie ein erstes Mal aufeinander, der damalige Ständerat aus Freiburg, Alain Berset, und der damalige Regierungsrat aus der Waadt, Pierre-Yves Maillard. Es ging um die Nachfolge von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey. Gegen den smarten Berset stand Maillard, das *enfant terrible* der Sozialisten, aber von Anfang an auf verlorenem Posten. Viele hatten ihm nicht verziehen, dass er ein paar Jahre zuvor bestanden SP-Grössen wie Rudolf Strahm, Simonetta Sommaruga oder dem damaligen SP-Bundesrat Moritz Leuenberger in Flugblättern frech den Übertritt zur FDP ans Herz gelegt hatte – weil diese mit dem Elektrizitätsmarktgesetz den Strommarkt liberalisieren wollten. Maillard hatte Ende der 1990er Jahre als junger Nationalrat den erfolgreichen Widerstand gegen diese Liberalisierung organisiert, bevor er sich aus Bern verabschiedete und als Regierungsrat in der Waadt wirkte.

Nach fünfzehn Jahren ist «PYM», wie ihn alle nennen, zurück. Seit Dezember 2018 wirkt er als neuer Gewerkschaftsbund-Präsident, letzten Oktober schaffte er problemlos die Wahl in den Nationalrat. Und einer beobachtet mit Argusaugen, was Maillard treibt: Bundesrat Berset. Denn der SP-Bundesrat hat keine Lust, sich von einem Schatten-Gesundheitsmi-

nister verdrängen zu lassen. Besonders jetzt nicht, wo er einen guten Lauf hat. Die Medien überschütten ihn wegen seines Krisenmanagements mit Lob. Die grosszügige Ausweitung der Kurzarbeitsentschädigung, die Unterstützung für Selbständigerwerbende über die Erwerbsersatzordnung – das alles trägt jedoch die Handschrift von SGB-Chefökonom Daniel Lampart und Pierre-Yves Maillards. Sie überzeugten auch Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP), zu dem besonders Maillard einen sehr guten Draht hat.

Ausgefuchster Politiker

Wie kompatibel die beiden SP-Alphatiere tatsächlich sind, lässt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Am 14. Mai beugte sich die sozial- und gesundheitspolitische Kommission (SGK) erstmals seit Monaten wieder über eine «normale Gesetzesreform». Es ging um zwölf kostendämpfende Massnahmen, die Berset aus einem Berg von Expertenvorschlägen herausgefiltert hatte und nun dem Parlament zur Beratung vorlegte.

Maillard, neu in der SGK-Nationalrat, gibt sich nach der Sitzung skeptisch. Er hält das Paket für harmlos. «Diese Massnahmen sind gut, werden aber nicht genügen, um den Prämienanstieg zu bremsen», warnt er. Jeder einzelne Punkt werde zudem von der Gesund-

heitslobby mit Vehemenz bekämpft. Eine spürbare Entlastung brächte laut Maillard das geplante Referenzpreissystem für patentabgelaufene Arzneimittel. Dieses hat die Kommission letzte Woche aber prompt wieder auf die lange Bank geschoben.

Grosse Diskussionen haben laut SVP-Nationalrat Andreas Glarner in der Kommission nicht stattgefunden. Deshalb sei schwer abzuschätzen, ob Berset und Maillard sich in Zukunft in die Hand spielen oder aneinandergesprungen würden. Der Walliser CVP-Politiker Benjamin Roduit findet sie beide brillant.

Maillard selber achtet sorgfältig darauf, dass man ihm seine Einwände gegenüber der Gesundheitspolitik nicht als Kritik an Berset auslegen kann. Als ausgefuchster Politiker wird er auch kaum den Fehler begehen, in einer Kommissionssitzung mit dem Holzhammer auf Berset loszugehen. Seine Kritik kommt subtiler daher. Wenn man ihn zum Beispiel fragt, wie er die Performance des Gesundheitsministers beurteilt, gibt er zur Antwort: Berset habe mit Talent und Augenmass durch die Covid-Krise geführt und 2018 den Spezialärzten buchstäblich den Tarif durchgegeben. Letzteres habe kostenmässig etwas gebracht. Er würde sich aber regelmässige Anpassung der Tarife wünschen.

Labor für linke Sozialpolitik

Aus seiner Zeit als Waadtländer Gesundheitsminister ist sich Maillard an ganz andere Eingriffe gewöhnt. Seit dem 1. Januar 2019 dürfen im Waadtland Krankenkassenprämien nicht über 10 Prozent des Einkommens steigen. Das ist eine seiner grossen Errungenschaften als Regierungsrat. Längst hat er die SP davon überzeugt, eine entsprechende Volksinitiative zu lancieren. Die Unterschriften wurden vor einem halben Jahr eingereicht. Falls es zur Abstimmung kommt, muss man mit einem offenen Schlagabtausch zwischen Berset und Maillard rechnen. Es ist nicht davon auszugehen, dass der Gesamtbundesrat eine solche linke Krankenkassen-Initiative zur Annahme empfehlen wird.

Während Maillards Regnum in Lausanne war das Waadtland ein Labor für sozialpolitisch linke Forderungen. Die Überbrückungsrente für ausgesteuerte über sechzigjährige Arbeitslose hat er sogar erfolgreich vom Waadtland nach Bern exportiert. Bei der Neuauflage der BVG-Reform konnte er sich mit Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt auf ei-

nen Kompromiss einigen, der unter anderem eine Erhöhung der Lohnbeiträge vorsieht. Das war für die Arbeitgeberseite jahrelang ein Tabu. Maillards Erfolgsgeheimnis ist seine Überzeugungskraft. Es gelingt ihm immer wieder, schmerzfrei Bündnisse mit Leuten abzuschliessen, die politisch weit rechts von ihm stehen. Von aussen betrachtet, hat der einstige Drittliga-Fussballspieler Maillard seit seiner Rückkehr nach Bern für das linke Lager wichtige Torchancen erarbeitet. Selbst die bürgerliche NZZ lobte ihn deswegen vor einiger Zeit als erfolgreichen «Dealmaker».

Wie eine Fürstenfamilie

Bei den Genossen hütet man sich indessen, Partei zu ergreifen für den einen oder den anderen. Es habe eine Zeit gegeben, sagt ein Westschweizer Sozialdemokrat, da habe man anlässlich von Parteisitzungen die Spannungen und die Rivalität zwischen den beiden Alpartien deutlich spüren können. Das sei in den Wochen und Monaten nach den Bundesratswahlen gewesen.

Das habe sich inzwischen gelegt. Sie würden heute gut zusammenarbeiten und sich ergänzen. Hier der Bundesrat, der aus einem sozialdemokratischen Freiburger Clan stammt, der wie eine Fürstenfamilie in einem schlossähnlichen Anwesen wohnt. Dort der Waadtländer Maillard, der aus dem Arbeitermilieu kommt

und als Jugendlicher erlebt hat, was es bedeutet, wenn der Vater plötzlich den Job verliert. Er wohnt mit seiner Familie noch heute in der Arbeiter- und Migrantenhochburg Renens.

Wenn man die letzte Titelgeschichte der Westschweizer Zeitschrift *L'illustré* in Betracht zieht, fragt man sich aber, ob sie das Kriegsbeil tatsächlich begraben haben. «Je refuse qu'on entrave nos libertés au nom d'un virus», wird Maillard auf der Frontseite prominent zitiert

Bei den Genossen hütet man sich, Partei zu ergreifen für den einen oder den anderen.

(«Ich lehne es ab, dass unsere Freiheitsrechte im Namen eines Virus beschnitten werden»). Dieser Satz hat den Eindruck verstärkt, dass Maillard auf Konfrontationskurs mit dem Pandemie-Management der Landesregierung und damit auch mit Parteikollege Berset geht, zumal sich der Gesundheitsminister in den vergangenen Wochen sozusagen als Herr der Krise landesweit in Szene gesetzt hat.

Maillard betont, er habe gegenüber *L'illustré* keine derartige Aussage gemacht. Der Satz figuriert auch nicht im Interview. Aber es ist auch nicht gerade so, dass er mit allem einverstanden gewesen wäre, was der Bundesrat in den letzten Wochen unter dem Stichwort

Covid-19 vom Zaun gerissen hat. «Die Regierung hat am 16. März den Shutdown über das Land verhängt, aber dann keine Weisungen erlassen, dass Personen, die einer Risikogruppe angehören, bei voller Lohnfortzahlung daheimbleiben dürfen», kritisiert er. «Es hat fast vier Wochen gedauert, bis die Regierung reagierte.» Tatsächlich erliess der Bundesrat erst nach einer schriftlichen Intervention von Maillard entsprechende Weisungen.

Schnellere Rückkehr zur Normalisierung

Keine Freude hatte Maillard, dass der Bundesrat auch lange Zeit nicht kommunizieren wollte, wie er die Normalität wiederherstellen werde. Gegenüber Radio SRF sagte Maillard über die zaghaften Öffnungsschritte des Bundesrates: «Niemand kann mit der aktuellen Situation zufrieden sein.» Er respektiere jedoch die Strategie des Bundesrates.

Das heisst nicht, dass er davon überzeugt ist. Maillard hätte wahrscheinlich nichts gegen eine schnellere Rückkehr zur Normalisierung gehabt. Er sagt: «Wenn die Antwort auf neue Pandemien ein monatelanger Lockdown ist, dann stehen uns elende Jahre bevor», sagte er im Interview mit *L'illustré*. Gespannt sein darf man aber auch, wie sich die nicht ganz einfache Konstellation mit Berset und Maillard als linken Wortführern bei gesundheits- und sozialpolitischen Fragen entwickeln wird. ○



GEWINNE EINEN BUFFALO SPIESSGRILL

Gewinne einen von zwei Buffalo Spießgrill Silverstar inklusive Spiesse im Gesamtwert von CHF 998.–

Womit wird der Buffalo Spießgrill Silverstar befeuert?



Code scannen oder gehe auf buffalospießgrill.ch/weltwoche
Einfach Gewinnfrage beantworten und mit etwas Glück bist du bald stolzer Besitzer eines Buffalo Spießgrills.



buffalospießgrill.ch/Teilnahmebedingungen: Teilnahmeberechtigt sind alle Personen mit Wohnsitz in der Schweiz, welche das 16. Altersjahr vollendet haben. Die Teilnahme ist kostenlos und frei von jeglicher Kaufverpflichtung. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über das Gewinnspiel wird keine Korrespondenz geführt. Die Informationen werden nicht an Dritte weitergegeben. **Einsendeschluss ist der 8. Juni 2020.** Unter allen korrekten Wettbewerbseinsendungen werden am 10. Juni 2020 zwei Buffalo Spießgrill Silverstar Pakete verlost. Die Gewinner werden per Los ermittelt (keine öffentliche Verlosung) und werden per Mail benachrichtigt. Die Gewinne werden an die von den betreffenden Teilnehmern angegebene Adresse innerhalb der Schweiz zugesandt. Die im Rahmen dieses Wettbewerbs ausgesetzten Preise werden nicht in bar ausbezahlt. Mit der Teilnahme am Wettbewerb anerkennt der/die Teilnehmende diese Teilnahmebedingungen.

Angriff auf die Haushaltskasse

Von Thilo Sarrazin — Solange die sozialen Aktivitäten eingeschränkt bleiben, ist Konsum wenig reizvoll. Vor diesem Hintergrund sind selbst die schwärzesten Wirtschaftsprognosen optimistisch.



Kürzlich waren wir an der Ostsee. Ja, wir dürfen wieder in unser Ferienhaus, nachdem ich dort meinen ersten Wohnsitz angemeldet habe und so der Einreiseperr für Zweitwohnungsbesitzer entgangen bin. Wir passierten zwei Kontrollpunkte der Polizei, wo wir freundlichen Ordnungshütern die Meldebestätigung vorlegten. Die Strassen in Vorpommern waren so leer wie wohl seit dem Mai 1945 nicht mehr – damals, als die Flüchtlingstrecks bereits durchgezogen waren und auch die Sowjetarmee schon an der Elbe stand.

Die weite, sonnige Landschaft hatte etwas Unwirkliches. Es war, als blühten die Forsythien und Kirschbäume nur für uns. Selbst die Kühe auf den Weiden sahen beim Grasens einsamer aus als sonst.

Beim Parken in der Badstrasse im Seebad Ahlbeck legten wir die Meldebescheinigung gut sichtbar aufs Armaturenbrett. Schliesslich wollten wir nicht, dass ängstliche Einheimische uns die Reifen zerstechen, wie es einigen Wagen mit fremden Nummernschildern bereits geschehen war.

Der breite Strand, der sich von Ahlbeck zur polnischen Grenze zieht, gehörte unter dem grossen blauen Himmel allein den Möwen und uns. So leer ist es sonst nicht einmal an stürmischen Tagen im Januar. Ähnlich einsam muss sich Robinson Crusoe gefühlt haben, als er als Schiffbrüchiger an den Strand einer unbekanntenen Insel gespült wurde. Unsere nächste Begegnung war aber nicht mit Freitag. Es waren zwei polnische Grenzpolizisten. Sie bewachten ein rot-weisses Absperrband, das von den Kiefern über die Dünen bis zum Wasser reichte, und gaben uns klar zu verstehen, dass unsere Strandwanderung hier endete. Folgsam kehrten wir um.

An der wohlgepflegten Strandpromenade in Ahlbeck blühten die roten und weissen Tulpen ganz für sich allein beziehungsweise exklusiv für uns. Vor den Restaurants und Cafés schauten uns gestapelte Tische und Stühle erwartungsvoll an. Einige Boutiquen waren geöffnet. Sommer- und Badekleidung flatterten einsam im Wind. Kunden waren nicht zu sehen.

Wir kamen mit einem Herrn ins Gespräch, der gerade eine Ferienwohnungsanlage verliess

und sich als der Facility-Manager einer grossen Vermietungsagentur vorstellte. Er hatte gehört, dass der Urlaubsbetrieb Mitte Juli wieder losgehen solle.

Tische und Strandkörbe

Mittlerweile wurden Pläne bekannt, wie der Ferienbetrieb Corona-gerecht wieder starten könnte: ausreichende Abstände von Restaurant-Tischen und Strandkörben, kein Frühstücksbuffet, beschränkte Nutzung von Fahrstühlen, keine Kinder unter acht Jahren unter den Hotelgästen, Belegung von Ferienwoh-



Begrenzter Spassfaktor: Seebad Ahlbeck.

nungen nur durch Familien, nicht gemeinsam mit Freunden und Bekannten. Strandbars und Discos bleiben geschlossen, wie auch alle anderen Orte, wo sich die Menschen näherkommen. Und dass das Stöbern im Andenkenladen bei Maskenpflicht nicht so viel Spass macht wie sonst und deshalb im Zweifelsfall eher unterbleibt, versteht sich von selbst.

Dem jahreszeitlich verkürzten Ferienbetrieb mit vorgeschriebener räumlicher Distanz ist aller Erfolg zu wünschen. Die Einschränkungen beim Spassfaktor sind besser als ein Urlaubsverzicht. Die Umsatzverluste für das Tourismusgewerbe in Mecklenburg-Vorpommern werden gleichwohl erheblich sein. Unter

den Stammgästen gehören viele zu den mittlerweile über zehn Millionen Arbeitnehmern, die in Deutschland Kurzarbeitergeld beziehen, wenn sie nicht bereits arbeitslos geworden sind. Oder es sind kleine Selbständige, deren Geschäft erheblich gelitten hat. Viele Feriengäste werden den Euro öfter umdrehen als sonst, wenn sie überhaupt kommen.

Das wirft die Frage auf, ob die Wirtschaft überhaupt wieder richtig anspringen kann, solange die Kontaktbeschränkungen fortbestehen:

—Niemand kauft heutzutage Kleidung, weil er nicht in Lumpen gehen möchte. Bei den meisten quellen die Schränke über von Sachen, die selten oder gar nicht getragen werden. Kleidung wird vielmehr vor allem gekauft als Körperschmuck für soziale Gelegenheiten: das elegante Hemd, der smarte Anzug, die schicke Bluse, der modische Bikini sowie Schuhe und Handtasche nach der neuesten Mode. Wo das Publikum fehlt, um uns darin zu sehen, entfällt auch der Kaufanreiz.

—Ähnlich steht es mit dem liebsten Spielzeug des Deutschen, dem Auto. Zum wöchentlichen Einkauf im Supermarkt oder zu der Fahrt zum Arzt reicht der vorhandene Wagen noch zehn Jahre, egal, wie alt er ist. Wo Ausflugsfahrten, Auslandsreisen, Besuche bei Freunden und Verwandten, Restaurant- und Konzertbesuche weitgehend entfallen, scheint ein neues Auto ziemlich entbehrlich. Ausserdem ist es bei den heutigen Preisen immer ein grosser Angriff auf die Haushaltskasse, egal, ob man kauft oder least. Das kann in unsicheren Zeiten wie den gegenwärtigen auch verschoben werden.

Solange die sozialen Aktivitäten wegen der Ansteckungsgefahren eingeschränkt bleiben, ist auch ein grosser Teil der üblichen Konsumgüterkäufe weniger reizvoll. Es könnte also sein, dass die Geschäfte alle wieder geöffnet sind und die Umsätze gleichwohl gedrückt bleiben.

Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Krise werden sich also mindestens so lange hinziehen, bis alle Kontaktbeschränkungen aufgehoben sind, weil zum Beispiel ein wirksamer Impfstoff gefunden wurde. Das kann noch bis zum Sommer 2021 dauern.

Vor diesem Hintergrund sind noch die schwärzesten Wirtschaftsprognosen einiger-massen optimistisch. Nach Berechnungen des Ifo-Instituts kann das deutsche Sozialprodukt im Jahr 2020 durchaus um 20 Prozent sinken, wenn der eigentliche Shutdown drei Monate dauert und sich die Erholungsphase darnach über vier Monate hinzieht. Ich halte auch noch grössere Einbrüche für möglich, sollten die Kontaktbeschränkungen noch bis ins Jahr 2021 hinein anhalten.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Was taugen #MeToo-Romane?

Die #MeToo-Bewegung hat den Sprung von den Medien in die Literatur geschafft. Sie trifft einen gesellschaftlichen Nerv. Reicht das bereits für ein gutes Buch?

Von Anton Beck

Es gibt Dinge, die kein vernünftiger Mensch anzweifelt. Die #MeToo-Bewegung gehört mittlerweile sicherlich dazu, denn sexuelle Belästigung, egal, in welcher Form, das kann niemand guthessen. Auch wenn seit Beginn der Bewegung hin und wieder kritische Artikel publiziert wurden, hat sich der Konsens über ihre Bedeutsamkeit durchgesetzt. In den Medien wurde es daher etwas ruhiger um #MeToo, seit einiger Zeit aber blüht das Thema in der Literaturlandschaft auf.

Ob Amy Gentry oder Carmen Maria Machado – es sind interessanterweise meist amerikanische, weniger etablierte Schriftstellerinnen, die sich an die brisante Thematik wagen. Der Inhalt der Geschichten verläuft dabei nahezu immer nach dem klassischen #MeToo-Schema der jungen, attraktiven Frau und des schmierigen, älteren Herren, dem niemand entkommen kann. Auch Chandler Baker, die bisher durch Jugendbücher Bekanntheit erlangte, exerziert dieses Spiel durch. In ihrem kürzlich erschienenen Roman «Whisper Network» lässt sie drei Frauen, die alle für dasselbe Unternehmen in Dallas arbeiten, zunächst im Stillen, bald schon öffentlich ihren Vorgesetzten verurteilen. Als dieser stirbt, soll die Frage, ob es Selbstmord oder eine der drei Frauen daran beteiligt war, Spannung generieren, spielt schliesslich aber keine Rolle, da er als Schurke schon von Beginn an feststand. In den USA wurde der Roman hoch gelobt, von den grossen Zeitungen des Landes wie der *New York Times* bis hin zu Hollywoodstar Reese Witherspoon. Die Schlagworte, welche dabei in allen Lobreden hervorstechen, sagen, dass der Roman «feministisch» und «zeitgemäss wie heutige Schlagzeilen» sei. Aber sind das wirklich Indikatoren für ernstzunehmende Literatur?

Der alte Mann und die Studentin

Wenn Autoren zu stark auf politische Botschaften fokussieren, laufen sie nur allzu leicht Gefahr, Propagandaschriften zu veröffentlichen. Literatur ohne Ambiguität ist keine gute Literatur. Einen differenzierten Umgang mit dieser Problematik zeigte der Fall um Peter Handke. Die proserbischen Äusserungen und Veröffentlichungen des Schriftstellers im Zusammenhang mit den Jugoslawienkriegen führte zur heissdiskutierten Frage, ob so jemandem der Literaturnobelpreis guten Gewissens verliehen werden darf. Wie Ijoma Mangold, Literaturkritiker der Zeit, feststellte, verdiente Handke aufgrund stark



Leider einschläfernd: Autorin Baker.

literarischer Aspekte, wie seiner Sprache, den Preis. Handke wurde nicht wegen, sondern trotz seiner umstrittenen Gesinnung ausgezeichnet: aufgrund des unumstrittenen literarischen Werts seines Œuvres.

Solche Kriterien schienen bei der Bewertung von #MeToo-Literatur allerdings keine Rolle zu spielen. Mit eine der Ersten, die diese Lite-

Es scheint die Meinung zu herrschen, ein Roman sei so gut wie die moralische Botschaft, die er vermittelt.

raturbewegung angetreten hat, war Kristen Roupenian, ebenfalls eine Amerikanerin. Ihre Kurzgeschichte «Cat Person» (2017) erzählt von einer Studentin und einem älteren Mann. Sie lernen sich kennen, haben einige Dates und schlafen schliesslich miteinander; sie jedoch ist sich im Unklaren darüber, ob sie das wirklich will, womit eine Stimmung patriarchalischer Unterwerfung heraufbeschworen wird. Die Kritik, egal, ob im angloamerikanischen oder im deutschsprachigen Raum, stützte sich stets auf den Inhalt. Es ging darum, hervorzuheben, dass Roupenian einen

Nerv getroffen habe (*Süddeutsche Zeitung*) und wie viral die Story ging (BBC). Weitere, literarische Kriterien wurden keine genannt.

Dasselbe gilt auch für Bakers «Whisper Network», das sich in irrelevanten Nebenhandlungen und einem selbstmitleidigen Ton verliert, wobei die materiell privilegierten Akademikerinnen, die Baker als Erzählerinnen nutzt, sich in jeder nur erdenklichen Lebenslage in die Opferrolle versetzen. Wenn nicht gerade testosterongeladene Chefs oder ignorante Ehemänner den drei Frauen in Bakers Roman die Hölle heissmachen, sind es die Kinder, die Freundinnen, die Gesellschaft oder einfach nur Wochentage («Montage brachten für uns immer gemischte Gefühle mit sich, schlechtes Gewissen, Angst, Stress, Erschöpfung und Erleichterung»). Das ist nicht nur absolut kontraemanzipatorisch, sondern auch unglaublich einschläfernd. Wie so üblich bei #MeToo-Romanen, fehlt es auch hier komplett an kritischen Rezensionen. Im Literaturbetrieb scheint die Meinung zu herrschen, ein Roman sei so gut wie die moralische Botschaft, die er vermittelt.

J. M. Coetzee zeigt, dass es anders geht

Dabei gibt es genügend Bücher, die zeigen, dass es möglich ist, aktuelle, politische oder gesellschaftliche Umstände anzusprechen, ohne sich dabei lediglich auf die Stärke der Thematik zu stützen. Der Roman «Schande» des südafrikanischen Literaturnobelpreisträgers J. M. Coetzee rechnet beispielsweise mit den Spätfolgen der Apartheid ab, macht dies allerdings so geschickt, dass keine schuldzuweisenden Zeigefinger erhoben werden. Vielmehr überzeugt der Text durch seine Sprache und gekonnt gezeichnete Figuren. Die politische Thematik ist nur ein Beigeschmack und gerade deshalb auch überzeugend. So bleibt Literatur literarisch und verkommt nicht zum Gesinnungsreigen. Etwas, das hoffentlich auch die #MeToo-Bewegung noch lernen wird.



Chandler Baker:
Whisper Network
Macmillan
320 S., Fr. 25.90

Gefährlich wie die Atombombe

Die Forschung des Gedankenlesens macht gewaltige Fortschritte. Mittendrin: der Zürcher Linguist Balthasar Bickel, der ein millionenteures Projekt des Bundes leitet. Wie weit darf Wissenschaft gehen? Von Erik Ebnetter

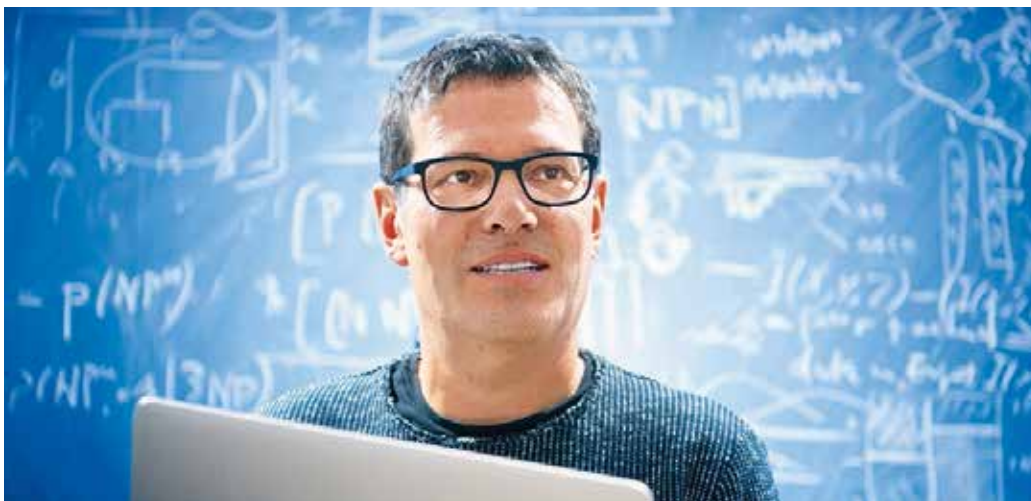
Johann Wilhelm Möbius, ein genialer, weithin unbekannter Physiker, sagte einst: «Es war meine Pflicht, die Auswirkungen zu studieren, die meine Feldtheorie und meine Gravitationslehre haben würden. Das Resultat ist verheerend. Neue, unvorstellbare Energien würden freigesetzt und eine Energie ermöglicht, die jeder Fantasie spottet, falls meine Untersuchung in die Hände der Menschen fele.» So flüchtete er ins Irrenhaus, um seine Forschung als nichtsnutzige Beschäftigung eines Wahnsinnigen zu tarnen und die Welt vor seinem Wissen zu bewahren.

Möbius ist eine fiktive Figur, geschaffen von Friedrich Dürrenmatt für die Komödie «Die Physiker». Dürrenmatt notierte dazu: «Der Inhalt der Physik geht die Physiker an, die Auswirkungen alle Menschen. Was alle angeht, können nur alle lösen. Jeder Versuch eines Einzelnen, für sich zu lösen, was alle angeht, muss scheitern.» Das Stück wurde am 21. Februar 1962, im frühen Atomzeitalter, am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt.

1,2 Milliarden Franken, 450 Patente

Heute, über ein halbes Jahrhundert später, befasst sich der Linguist Balthasar Bickel an der Universität Zürich mit einem Thema, von dem er sagt, es sei so gefährlich wie die Entwicklung der Atombombe: das Gedankenlesen. «Die Menschheit steht in dieser Frage am Scheideweg. Bislang hiess es: Die Gedanken sind frei. Stimmt das in Zukunft noch? Wir müssen uns klarwerden, wie weit man gehen kann, und das im doppelten Sinn: technisch und ethisch.»

Bickel gilt als Pionier einer naturwissenschaftlich orientierten Linguistik. Er leitet den Nationalen Forschungsschwerpunkt (NFS) «Evolving Language», der in einer ersten Phase bis 2023 mit 34,6 Millionen Franken dotiert ist, wovon 17 Millionen Franken vom Schweizerischen Nationalfonds stammen. Nie zuvor ist es einem Geisteswissenschaftler wie Bickel im freien Wettbewerb gelungen, zusammen mit einem interdisziplinären Team einen NFS-Etat zu gewinnen. Seit fast zwanzig Jahren vergibt der Bund diese Programme und investierte seither 1,2 Milliarden Franken. Daraus resultierten 450 Patente.



«Quantensprung in der Kommunikation»: Forscher Bickel.

Am NFS «Evolving Language» sind fast alle Hochschulen der Schweiz beteiligt, wobei die Universitäten Zürich und Genf die sogenannten Heiminstitutionen bilden. Als Co-Direktorin wirkt die Neurowissenschaftlerin Anne-Lise Giraud. Das Ziel des Projekts sind unter anderem «Innovationen und Transferleistungen in medizinischen Bereichen und in der Anwendung digitaler Instrumente».

Das ist ein weites Feld, von Sprachstörungen bis zu Mensch-Maschine-Kommunikation. Auch das Gedankenlesen zählt dazu. Bickel schätzt, dass es schon in den nächsten zehn Jahren möglich sein wird, unter Laborbedingungen festzustellen, was jemand zu sagen plant, sofern man ihm eine Frage

stellt und dadurch die Ahnung einer Antwort hat.

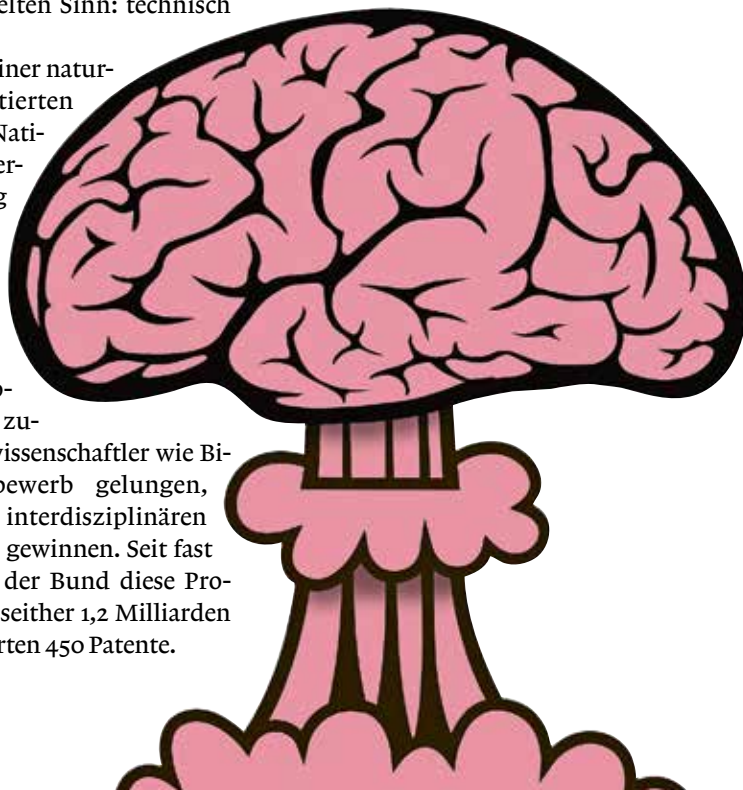
Technisch wird das über Elektroden geschehen. Damit lassen sich die elektrischen Ströme im Hirn messen. Um präzise Ergebnisse zu erzielen, müssen diese Elektroden heute bei offener Schädeldecke direkt an die Hirnrinde gelegt werden. Kürzlich konnten amerikanische Forscher auf diese Weise nachverfolgen, was für eine Aussage sich ein Proband vorstellte, ohne dass er auch nur einen einzigen Laut von sich gab.

Bald dürfte es genügen, dafür die Elektroden am Schädel anzubringen. Irgendwann könnte es sogar gelingen, die Hirnströme ohne Elektroden aus grösserer Entfernung genau zu beobachten. Das Missbrauchspotenzial ist offensichtlich: Wer die Gedanken kontrolliert, kontrolliert alles.

Hilfe nach einem Schlaganfall

Warum treiben öffentlich finanzierte Wissenschaftler solch gefährliche Entwicklungen voran? «Die Forschung dazu läuft, ob wir wollen oder nicht», sagt Bickel. «Vor allem läuft sie privat, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es ist extrem wichtig, dass die Gesellschaft *up to date* bleibt und weiss, was auf sie zukommt, damit man notfalls reagieren kann. Sonst hat man immer einen Informationsrückstand.»

Dürrenmatt lässt Möbius sagen: «Unsere Wissenschaft ist schrecklich geworden, unsere Forschung gefährlich, unsere Erkenntnis tödlich.» Bickel sieht es weniger dramatisch: «Wichtig ist, die Gefahren solcher Forschung schon am Anfang zu reflektieren und nicht erst, wenn die Resultate eine missbräuchliche



Anwendung zulassen. Das sehen wir als Teil unserer Aufgabe an. Deshalb beschäftigen wir uns auch mit ethischen Fragen.»

Von der neuen Technologie profitieren könnten Menschen, die an Sprachverlust leiden, zum Beispiel nach einem Schlaganfall. Da die Gesellschaft immer älter wird, dürfte ihre Zahl zunehmen, schätzt Bickel. «Das ist etwas, was die Medizin herausfordert. Und da wollen wir helfen.»

Bis es so weit ist, steht die Wissenschaft vor riesigen Herausforderungen. Um ein eigentliches Gespräch mit jemandem per Gedankenübertragung zu führen, müssten die Forscher wissen, «was Menschen in einer bestimmten Sprache unter welchen Bedingungen produzieren», wie Bickel es formuliert. Erst dann liesse sich mit Big-Data-Methoden erschliessen, welche Aussagen in einer bestimmten Situation wahrscheinlicher und welche weniger wahrscheinlich sind. «Wie gut das überhaupt gehen wird, ist eine offene Frage.»

Angenommen, es wird künftig möglich sein, Gedanken zu lesen: Was würde das bedeuten? Bickel, der in dieser Corona-Zeit über die Videokommunikationsplattform Zoom zugeschaltet ist, sagt: «Es würde uns einen neuen Kommunikationskanal erschliessen, der nach völlig anderen Regeln funktioniert.» Heute seien wir gezwungen, alles in eine lineare Ordnung zu bringen. Wer zu jemandem spreche, gebe zuerst Information A, dann Information B, dann Information C – von Mimik, Gestik und Stimmlage einmal abgesehen. Wenn man die Hirne zweier Menschen mit einem Signal verbinden könnte, wären diese Menschen in der Lage, mehrere Informationen simultan auszutauschen.

Umgekehrter Weg

Bickel spricht von einem «Quantensprung in der Kommunikation, der evolutionär von grösster Bedeutung ist». Er will die Bevölkerung für das Thema sensibilisieren und tritt deshalb an die Öffentlichkeit, zuletzt mit einem Interview im Magazin der Universität Zürich. Das ist genau der umgekehrte Weg, den Dürrenmatt seinen Möbius gehen liess.

Auch wenn es nach Science-Fiction klingt, was Bickel zu erzählen hat – die Forschung über das Gedankenlesen ist Realität. Obschon sie von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren betrieben wird, bietet sie auch Geisteswissenschaftlern, die immer wieder unter Druck stehen, ihre gesellschaftliche Bedeutung zu beweisen, ein neues Betätigungsfeld. Linguist Bickel ist in dieses Terrain vorgestossen, letztlich nach Dürrenmatts Vorbild.

Dieser schrieb zu den «Physikern»: «Die Dramatik kann den Zuschauer überlisten, sich der Wirklichkeit auszusetzen, aber nicht zwingen, ihr standzuhalten oder sie gar zu bewältigen.» Das müssen die Zuschauer schon selber tun. ○

Bundeshaus

Petra Gössis Öffnungsplan

Die FDP-Chefin sucht den Mittelweg zwischen Wirtschaft und Gesundheit. Kann das gutgehen?

Läden, Restaurants, Schulen sind zwar seit dem 11. Mai wieder offen. Bergbahnen, Campingplätze und andere müssen noch warten. Das Versammlungsverbot ist weiter in Kraft, der Bundesrat regiert das Land noch immer per Notrecht. Die Rückkehr zur Normalität erfolgt in homöopathischen Dosen.

FDP-Präsidentin Petra Gössi ist nicht glücklich darüber. Für die Schwyzerin haben Gesundheit und Schutz der Bevölkerung zwar oberste Priorität. Sie finde es aber störend, «dass der Bundesrat be-



Kein rasches Ende der Massnahmen: Parteipräsidentin Gössi.

stimmt Öffnungsschritte nicht schneller unternommen hat».

Anlässlich der Sondersession des Parlamentes hätten die Freisinnigen Gelegenheit gehabt, zusammen mit anderen bürgerlichen Parteien den vom Bundesrat dekretierten Ausnahmezustand rasch zu beenden. Es gab auch entsprechende Vorstösse aus den Reihen von Gössis Partei.

«Dann hat aber CVP und FDP der Mut verlassen», kritisiert SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Hat sich das Parlament von den zaghaften Lockerungen des Notrechtregimes, die der Bundesrat vor der Session beschlossen hatte, blenden lassen, wie das Aeschi, aber auch der Oberwalliser Ständerat Beat Rieder (CVP) behaupten?

Brief an Parmelin

«Was die FDP betrifft, ist das falsch», wehrt sich Gössi. «Wir haben viele Vorstösse eingereicht, die eine Normalisierung anstreben.» Einer Debatte über die Aufhebung

des Notrechts sind die Freisinnigen allerdings ausgewichen, obwohl Gössi sagt: «Ich hätte es begrüsst, wenn das Parlament in der Sondersession eine Diskussion zu den Einschränkungen der Grundrechte geführt hätte.»

Mit Blick auf eine zweite Welle würden der Bundesrat und das Parlament die notrechtlichen Kompetenzen wahrscheinlich wiederum strapazieren, weil es so möglich ist, mit geeigneten Massnahmen gegen ein erneutes Aufflammen der Epidemie vorgehen zu können. «Das war an der Session nicht umstritten.»

Die Frage ist indes: Wäre es für viele Unternehmen im Land nicht besser gewesen, wenn das Parlament dem Corona-Spuk ein schnelles Ende bereitet hätte? «Diese Beurteilung wird man, wenn überhaupt, erst nach der Krise machen können», sagt Gössi. Für die FDP soll die Wirtschaft so weit geöffnet werden, wie diese die Schutzmassnahmen einhalten kann. «Es braucht auch jetzt noch eine Abwägung zwischen der Gesundheit der Bevölkerung und dem Funktionieren der Wirtschaft», erklärt Gössi.

Produktionsrückstände aufholen

Die FDP-Chefin erinnert ausserdem daran, dass ihre Partei früh vor den Schäden eines Shutdowns warnte und einen offenen Brief an Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) veröffentlichte. Die Freisinnigen stellten sich damit aber keineswegs gegen den Shutdown, sondern unterstützten ihn. Es ging ihnen vor allem um eine rasche Reaktion des Bundesrates auf die Notlage von Schweizer Unternehmen.

Und wie sieht der FDP-Plan für eine rasche Rückkehr zur Normalität aus? Gössi zählt auf: umfassende Tests der Bevölkerung, ein massgeschneiderter Schutz von Risikogruppen anstelle eines generellen Shutdowns, die Digitalisierung der Verwaltungsprozesse, die Öffnung der Kinderbetreuungseinrichtungen und eine vorübergehende Flexibilisierung des Rechtsrahmens im Bereich des Arbeitsrechts, um die Aufholeffekte zu nutzen.

Will heissen: länger arbeiten, um die Produktionsrückstände aufzuholen. Das alles aber im Gleichschritt mit der Strategie des Bundesrates. *Hubert Mooser*



Die Schweiz ist mit der Herde in die falsche Richtung gelaufen.

Kommt der Sommer, gehen die Viren

Wegen Ratgeber-Videos geriet Spitalarzt René Zellweger in einen Shitstorm. Er hatte die Corona-Massnahmen hinterfragt. Was ist seine Sicht auf die Epidemie?

Von Beat Gygi

Über Savognin hat es vergangene Woche trotz schönem Wetter einen Sturm gegeben, einen Mediensturm. Am 15. Mai meldete der *Blick* unter dem Schlagwort «Corona-Märchen», die lokale Tourismusorganisation sei mit einem Video im Internet präsent, das Falschaussagen zur Corona-Epidemie enthalte. Kritik traf den Arzt René Zellweger vom Spital Savognin, die Zeitung unterzog seine Darlegungen – er wurde laut seinen Worten nicht kontaktiert – einer Art Wahrheitskontrolle etwa anhand der Massstäbe des Bundesamts für Gesundheit (BAG), sofort standen Arzt und Spital sowie Savognin Tourismus AG im Sturm der sozial-medialen Empörung. Die zwei Videos verschwanden vom Netz (die allerdings auch viele zustimmende Kommentare erhalten hatten). Was war passiert?

Katastropheneinsatz nach dem Tsunami

Kritisiert wurden etwa Zellwegers Vorbehalte gegenüber Desinfektionsvorschriften in Schulen sowie gegenüber Masken oder einer zweiten Corona-Welle. Ist er ein Vertreter der Proteste gegen die offizielle Corona-Politik, die jetzt stärker werden? «Es geht mir gar nicht um den Widerspruch gegen irgendwas», sagt der 62-jährige Arzt im Gespräch und fügt an: «Ich bin seit dreissig Jahren Arzt und überlege mir: Was tut den Mitmenschen gut, was ist gut für die Gesundheit? Was jetzt in diesen Wochen passiert, ist meiner Meinung nach nicht dem Wohlbefinden förderlich.» Also geht es

doch primär um Argumente gegen die Shutdown-Anordnungen?

Er pflichtet bei. Ja, wenn im Betagtenheim Besuche der Angehörigen wie in einem Gefängnis vor sich gingen, wenn die im Heim lebende Frau von ihrem Ehepartner isoliert werde, wenn er die Verzweiflung von Angehörigen vor Augen habe, die sterbende Familienmitglieder nicht sehen durften, wenn die für Gläubige essenziellen Kirchenbesuche verunmöglicht würden, dann sei für ihn klar, dass diese Massnahmen nicht gut seien. Unsinnige Appelle und Absperrungen machten den Leuten weiterhin Angst. Er hat dies auch in der *Weltwoche* vom 23. April («Corona im Bergspital») geschildert.

René Zellweger, schweizerischer und australischer Bürger, in Au geboren, war im zurückliegenden Halbjahr Konsiliararzt im Spital von Savognin. Im einen der zwei produzierten Videos schildert er, wie er auf der Vorbeifahrt bei einem zufälligen Halt das Spital, ergänzt um Wohnheim und Betagtenheim, auf Anhieb sympathisch gefunden und daher gerne über den Winter als Unfallchirurg ausgeholfen habe. Nun reist er zurück nach Australien.

Worauf stützt er sich bei seinen Einschätzungen zur Corona-Epidemie? Er verweist auf die Erfahrung und das Wissen, das er sich im

Laufe seiner Laufbahn erworben habe. Er hat an der Universität Basel doktriert, sich an der Universität Zürich auf dem Gebiet der Immunologie habilitiert, in Südafrika, den USA und Australien gearbeitet, in der Schweizer Armee war er als Oberstleutnant für die Gesundheitsbelange der Flieger- und Hochgebirgstruppen zuständig, und er war immer wieder in Einsätzen in Katastrophengebieten als Arzt engagiert.

«Bei meiner ersten Mission 1995 beim Erdbeben im japanischen Kobe ist mir auf erschreckende Art klargeworden, wie gross die Gefahr ist, dass ein Team unter der Last der Aufgabe und des Bedrohungsgefühls mental einbrechen kann», sagt Zellweger. Das verlange Führungsfähigkeiten. Im IKRK-Einsatz im Jahr 2000 in Kenia/Sudan habe er gesehen, wie schwierig Krieg und Bedrohung für viele ohne Zerfall der Disziplin auszuhalten seien, und weitere Erfahrungen in dieser Hinsicht habe er 2005 beim Katastropheneinsatz in Aceh nach dem Tsunami gemacht. Zudem seien in der Corona-Krise Vergleiche mit anderen Ländern aufschlussreich, Einschätzungen

von Kollegen in München, London, Stanford, Harvard, Mailand oder Wuhan. Wie hat denn die Schweiz im internationalen Vergleich abgeschnitten? «Wir sind in vielen Ranglisten weit oben, aber als Schweizer bin



René Zellweger.

von Kollegen in München, London, Stanford, Harvard, Mailand oder Wuhan.

Wie hat denn die Schweiz im internationalen Vergleich abgeschnitten? «Wir sind in vielen Ranglisten weit oben, aber als Schweizer bin

ich ein wenig enttäuscht, dass wir nicht das Gleiche gemacht haben wie Schweden», meint Zellweger. So hätte man sich auszeichnen können mit dem intelligenten politischen System mit direkter Demokratie, Gewaltenteilung und Konsensorientierung. Man hätte die Chance gehabt, vor Wochen schon zu erkennen, dass die alarmistischen Voraussagen übertrieben seien.

Das Filmprojekt in Savognin galt seinen Worten nach dem Ziel, für den Aufbruch in den Sommer eine optimistischere Stimmung zu verbreiten. Er war Mitglied im Krisenstab von Gemeinde und Tourismusorganisation, und die Idee war, dass Zellweger in Video-Interviews zu wichtigen Fragen Stellung nehmen würde mit dem Grundtenor: den Leuten die Angst nehmen und sie ermuntern, normal zu leben, die Natur zu geniessen, an die frische Luft zu gehen.

Verlust an Eigenverantwortung

Die ersten zwei von vier geplanten Videos wurden realisiert. Zellweger erklärt darin etwa, dass für Kinder das Herumtollen an der frischen Luft ideal und ihr Krankheitsrisiko sehr gering sei, dass er systematische, häufige Desinfektionen von Schulzimmern für nicht machbar halte, dass das Coronavirus draussen unter Wärme und Ultraviolettlicht leide, was gerade auch für ältere Leute und für Tourismusgäste attraktiv sei; Spazieren sei gesund. Auf die Frage nach einer zweiten Infektionswelle gab er die aufsehenerregende Antwort, seiner Ansicht nach habe er auch keine erste Corona-Welle in Savognin feststellen können, Kollegen an anderen Orten in der Schweiz sähen es ähnlich. Eine Welle, definiert als Häufung unerwarteter Ereignisse, habe er nicht gesehen, in Italien herrschten eben in mancher Hinsicht andere Verhältnisse als in der Schweiz. Laut Angaben der Spitalleitung, die Zellwegers Äusserungen als seine persönliche Meinung deklarierte, gab es in Savognin keinen hospitalisierten Corona-Fall, das Spital hatte sich aber auf die Welle vorbereitet, indem rund die Hälfte des Hauses dafür reserviert wurde.

Nach dem zweiten Video, und vor allem nach dem *Blick*-Artikel, über das Leben im Dorf kam die Netz-Empörung. Was Zellweger fast mehr bewegt als der Shitstorm ist die Frage, wie es so weit kommen konnte, dass die Schweiz mit der Herde in die falsche Richtung gelaufen sei. Eine Erklärung sieht er möglicherweise auch darin, dass die Verantwortlichen früher besser via Militär vernetzt waren und solche Themen in den Stäben intensiv diskutierten; so einfach hätten sie sich wohl nicht einsperren lassen. Noch mehr zu denken gibt ihm jedoch, «dass sich die Menschen in den vergangenen Jahrzehnten viel von ihrer Eigenverantwortung haben abnehmen lassen.» ○

Brief aus den Bergen

Rufmord à la Grison

Corona zerstört den Tourismus. Doch die Bündner Regierung hat ihren wichtigsten Freizeit-Investor schon vor der Pandemie verjagt. Von Andrea Masüger

Mit viel Herzblut und ungeheurem Engagement hat der 43-jährige Churer Immobilienunternehmer und Investor Remo Stoffel die Therme Vals und das dazugehörige Hotel auf Vordermann gebracht. In seinem Heimatort, einem kleinen Bauerndorf im Val Lumnezia, steht nun das «Hotel 7132» (die Valser Postleitzahl), das reihenweise Preise einheimst. Die Anlage wurde aufwendig und stilvoll erneuert mit edlen Zimmern und Suiten von internationalen Stararchitekten. In der Küche des Restaurants «Silver» wirkt ein Koch mit zwei Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten.



Exil in Dubai: Geschäftsmann Stoffel.

Stoffel wollte sein Werk mit der schlagzeilenträchtigen «Femme de Vals» krönen, einem neuen Hotelurm von 381 Meter Höhe, dem höchsten Gewerbebau in Europa. Doch da machten ihm Gemeindeglieder und die Bündner Regierung einen dicken Strich durch die Rechnung.

Eine Gruppierung «besorgter Bürgerinnen und Bürger von Vals» beauftragte den emeritierten St.Galler Staatsrechtsprofessor Rainer J. Schweizer mit einem Gutachten. Dieses sollte beweisen, dass es beim Verkauf der berühmten Felsentherme von Architekt Peter Zumthor nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Stoffel hatte die Therme inklusive des dazugehörigen Hotelkomplexes vor acht Jahren von der Gemeinde gekauft. Für die reichlich marode Anlage hatte er knapp acht Millionen Franken hingeblickert.

Experte Schweizer witterte darauf einen der «grossen Korruptionsfälle in Schweizer Gemeinden» und insinuierte, Gemeinde-

vertreter hätten die Anlage viel zu billig verkauft und sich auch noch selbst bereichert. Stoffel, der Immobilienhai, sei zu einem Schnäppchenpreis zum denkmalgeschützten Valser Wahrzeichen gekommen. Die Bündner Regierung reichte darauf Strafunterforschung gegen unbekannt ein und beauftragte den St.Galler Untersuchungsrichter Beat Fehr mit den Abklärungen.

300 000 Franken Verfahrenskosten

In guter Erinnerung ist die dramatische Pressekonferenz der damaligen Finanzdirektorin Barbara Janom Steiner, in der sie im März vor drei Jahren die Aufnahme des Verfahrens bekanntgab. Sie hatte zusätzlich noch den Basler Antikorruptionsexperten Mark Pieth beigezogen, der mächtig ins selbe Horn stiess wie Kollege Schweizer. Der Eindruck war klar: Die Untersuchung war mehr oder weniger Formsache, Stoffel schon ans Kreuz genagelt.

Doch der ausserordentliche Staatsanwalt aus dem Kanton St. Gallen fand nichts. Letzte Woche wurde die Untersuchung kleinlaut eingestellt, mit ein bisschen Echo in der Regionalpresse und ohne Widerhall in den Zürcher Medien, die Stoffel sonst regelmässig in die Pfanne hauen. Niemand sei geschädigt worden, und niemand habe sich bereichert, steht in der Einstellungsverfügung. Von Bestechung könne keine Rede sein. Und der Kaufpreis von Therme und Hotel sei durchaus «angemessen» gewesen.

Remo Stoffel hat die frohe Botschaft in Dubai erreicht. Seit einem knappen Jahr ist er mit Kind und Kegel, Sack und Pack aus der Schweiz weggezogen und geht im Wüstenstaat seinen Geschäften nach. Obwohl er die Geschäftsverlagerung offiziell nicht mit den Vorverurteilungen in Graubünden in Zusammenhang bringen will, ist klar: Sein Heimatkanton hat ihn masslos enttäuscht.

Mit Stoffel hätte Graubünden für Jahrzehnte einen grossen Tourismustreiber an Bord gehabt. Doch die Regierung hat ihn mit einer Mischung aus irrationalem Misstrauen und Vorverurteilungen vertrieben. Sekundiert von Rechtsexperten, die auch vor Rufmord nicht zurückschreckten.

Geblichen sind Verfahrenskosten von 300 000 Franken, die der Kanton berappen muss. Der Bund sollte diesen Betrag bei der nächsten Tourismushilfe in Abzug bringen.

Neuseelands Politik der Panik

Kaum ein Land hat in der Corona-Krise so positiv auf sich aufmerksam gemacht wie Neuseeland und seine Premierministerin Jacinda Ardern. Sie wurde dafür gefeiert, wie souverän sie das Virus besiegt hat. Bei genauem Blick entpuppt sich das Wunder als Medienhype. *Von Oliver Hartwich*

«Team Neuseeland» habe geschafft, woran Deutschland noch arbeite, schrieb die *Welt*. In der *Financial Times* war zu lesen, das virusbefreite Neuseeland sei nun eine attraktive Alternative zu New York und London. Und das amerikanische Magazin *The Atlantic* nannte Neuseelands Premierministerin Jacinda Ardern, 39, gar die effektivste Staatschefin der Welt.

Solche Beweihräucherungen finden in Neuseeland stets mehr Beachtung als in den Ländern, in denen sie publiziert wurden. Nach nichts dürstet die Kiwi-Seele mehr als nach Lob von aussen, wo man sonst oft auf Weltkarten vergessen wird. Es gibt da allerdings einen Schönheitsfehler in der Geschichte vom desinfizierten Neuseeland und seiner tapferen Premierministerin. Sie stimmt so nämlich nicht.

Zeitvorsprung

Fangen wir mit dem wahren Kern des Medienhypes um Neuseeland an. Tatsächlich ist es Neuseeland gelungen, die Zahl der Infektionen zu reduzieren. Sie liegt derzeit nahe null. Erreicht wurde dies mit einem der drakonischsten Lockdowns der Welt. Die Bekämpfung des Virus ist ein Erfolg. Aber es lohnt sich, genauer hinzusehen.

Neuseeland hatte es leichter als andere Länder, auf das Virus zu reagieren. Die Bevölkerung von fünf Millionen Einwohnern verteilt sich auf einer Fläche, die etwa jener Italiens entspricht. Mit Ausnahme Aucklands gibt es keine Millionenstädte.

Der entscheidende Vorteil Neuseelands ist seine Lage: Der Pazifik ist ein grosser Wassergraben, der nächste Nachbarstaat Australien über drei Flugstunden entfernt. Diese Abgeschiedenheit verschaffte zudem einen Zeitvorsprung. Während in China, Italien und dem Iran bereits Epidemien ausbrachen, gab es in Neuseeland keinen einzigen Covid-19-Fall. Die Corona-Krise fand nur im Fernsehen statt.

Doch dann ging es in Neuseeland plötzlich ganz schnell. Bei gerade einmal 102 Infektionen gab Premierministerin Ardern am 25. März bekannt, das Land für einen Monat stillzulegen. Bis auf Supermärkte waren plötzlich alle Einrichtungen, Geschäfte und Behörden geschlossen. Kontakte ausserhalb des eigenen Haus-

halts waren untersagt. Man durfte seinen Stadtteil nicht verlassen, nicht im Meer baden und erst recht nicht Mountainbike fahren. Es galt Hausarrest für alle. Polizei und Armee standen zur Durchsetzung der Massnahmen bereit. Für Zuwiderhandlungen wurde eine Denunzianten-Hotline eingerichtet. Es war nicht ganz so liberal, wie man sich Neuseeland normalerweise vorstellt.



Peinliche Details: Regierungschefin Ardern.

Eigentlich kein Wunder, dass die Infektionsrate bei diesen Massnahmen schnell gen null ging. Aber das tat sie in Australien auch, obwohl die Australier ihr öffentliches Leben längst nicht so drangsalierten wie ihre neuseeländischen Nachbarn. In Sydney konnte man immer noch in Einkaufszentren shoppen und sich die Haare schneiden lassen.

Australien erreichte mit deutlich geringeren Eingriffen ein besseres Ergebnis als Neuseeland, sowohl gesundheitlich als auch wirtschaftlich. Nur erhielt der konservative australische Premier Scott Morrison dafür längst nicht so viel internationales Lob wie seine pro-

gressive Amtskollegin Ardern. Nun kann man sich fragen, warum Neuseeland im März dermassen überreagiert hat. Dafür gibt es eine gute Erklärung. Die Regierung in Wellington hat nämlich Dokumente veröffentlicht, die belegen, wie prekär die Lage war. Aus diesen Dokumenten geht hervor, dass die Gesundheitsbehörden ausserstande waren, auf Covid-19 weitflächig zu testen oder bestehende Fälle nachzuverfolgen. Es fehlte an den grundlegenden Kapazitäten für Katastrophenschutz. Selbst über die Zahl der Beatmungsgeräte und die Verfügbarkeit von Schutzkleidung gab es keine genauen Informationen.

Zweifelhafte Rechtsgrundlage

Die Entscheidung zum Lockdown war somit keine mutige Attacke auf das Virus. Es war vielmehr das Eingeständnis eines inadäquaten Gesundheitssystems. Im Gegensatz zu Australien übrigens, wo man auf solche Umstände wesentlich besser vorbereitet war.

Das wäre nun alles noch einigermaßen zu ertragen gewesen, wenn der Lockdown zumindest handwerklich gut organisiert gewesen wäre. Das war er aber nicht. Es bestehen massive Zweifel, ob die neuseeländische Regierung überhaupt eine Rechtsgrundlage für ihre Massnahmen hatte. Das Appellationsgericht erlaubte dem Sohn eines im Sterben liegenden Vaters, diesen trotz der Kontaktsperren zu besuchen. Dabei erklärte das Gericht, was es von der Legalität des Lockdowns hielt, nämlich nichts.

Die Regierung wiederum verhält sich politisch und zynisch. Letzten Freitag, kurz vor dem Wochenende, veröffentlichte sie einen Stapel an peinlichen Details zum Lockdown, um dem Informationsfreiheitsgesetz zuvorkommen. Gleichzeitig wies Ardern das Kabinett an, dazu keine Interviews zu geben.

Während der Rest der Welt noch glaubt, dass Ardern eine begnadete Regierungschefin ist, schält sich in Neuseeland ein ganz anderes Bild heraus. Wir haben es mit einer ganz gewöhnlichen Politikerin zu tun. Aber sie ist aussergewöhnlich charismatisch.

Während der Rest der Welt noch glaubt, dass Ardern eine begnadete Regierungschefin ist, schält sich in Neuseeland ein ganz anderes Bild heraus. Wir haben es mit einer ganz gewöhnlichen Politikerin zu tun. Aber sie ist aussergewöhnlich charismatisch.

Oliver Hartwich ist der geschäftsführende Direktor der Denkfabrik «The New Zealand Initiative» in Wellington.

Es lebe und kassiere der Corona-Staat

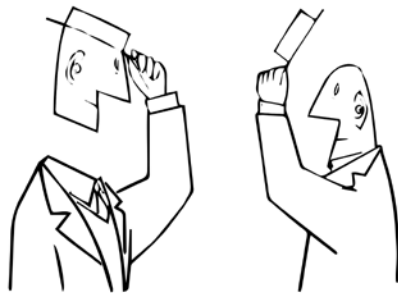
Das bundesrätliche Notrecht hat eine beispiellose Bürokratie entfesselt. Bis zum WC-Besuch wird alles reguliert. Die Polizei muss Bürger und Unternehmen wegen unsinniger Verordnungen büssen und kriminalisieren. *Von Peter Keller*

Zur Einstimmung. Im thurgauischen Amriswil befindet sich eine kleine, unbediente Waschanlage. Sie funktioniert nach dem Prinzip: hinfahren, beim Automaten zahlen, reinfahren und frisch-feucht glänzend rausfahren. Es hat Platz für genau ein Auto, man hat null Kontakt mit Dritten. Nicht gerade ein Risiko-Hotspot, um sich das Virus zu holen, dachte sich Hans Peter Allemann und ging fatalerweise davon aus, dass auch unsere Corona-Bürokratie so denkt – und liess die Waschanlage am 13. April wieder öffnen.

Motivforschung des Staatsanwalts

Inzwischen liegt ein Strafbefehl gegen den 75-jährigen Rentner vor, der sich gewaschen hat. Die Öffnung, so die Staatsanwaltschaft Bischofszell, verstosse gegen «Art. 6 Abs. 2 der Covid-19-Verordnung 2». Dem Beschuldigten hätte «bei minimalen eigenen Recherchen» bewusst sein müssen, dass auch unbediente Einrichtungen unter das Verbot fielen.

Der mit Steuergeldern besoldete Staatsanwalt endet sein Schreiben mit einer Motivforschung: Der Beschuldigte habe die Autowaschanlage «mit der Absicht» geöffnet, über



Kraft des Menschenverstandes.

den Betrieb «Einnahmen zu generieren», und damit «finanzielle Interessen» verfolgt.

Warum denn sonst? Nach dieser Beschreibung wäre jeder Gewerbebetrieb im Land kriminell. Hans Peter Allemann hat einfach auf die Kraft des gesunden Menschenverstandes gesetzt und damit gegen eine unsinnige Verordnung der Behörde verstossen. Das kostet ihn nun total 1280 Franken: 700 Franken Busse, 300 Franken Verfahrensgebühr, 130 Franken Untersuchungskosten, 150 Franken Polizeikosten. Darüber hinaus ergeht eine Mitteilung ans Strafregister. So werden Bürger Corona-kriminalisiert.

Das Pandemie-Regime entfesselt die bürokratischen Fantasien der zuständigen Bundesämter. Und je ausführlicher und komplizierter die Bestimmungen ausfallen, desto besser lassen sich die Unternehmen, Verbände und Menschen gängeln, kontrollieren und büssen. Mittlerweile umfassen die Covid-19-Verordnungen des Bundesrates 276 Seiten – und die seit dem 26. April vorgenommenen

«Lockerungen» gleichen eher einer Zwangsjacke.

Allein der «erste Teil» des Schutzkonzeptes der Schweizer Theater-, Orchester- und Veranstaltungshäuser umfasst 54 Seiten. So sind bei Bühnenproben etwa «körpernahe Szenen» verboten. «Romeo und Julia» in Zeiten des Social Distancing.

Auch in der Gastrobranche wird reguliert, wie es dem Bürokratenherz gefällt: der WC-Besuch («Abspernung einzelner Pissoirs»), die Höhe der Trennwände («mindestens 70 cm» über der Tischkante), Pfeffer- und Salzstreuer wie auch Menükarten müssen nach jedem Gast desinfiziert werden, «Abfallsäcke werden nicht manuell zusammengedrückt».

Nach erbosten Reaktionen über diese «Schikanen» verteidigte sich Gastrosuisse-Präsident Casimir Platzer in der *Luzerner Zeitung*: «Viele Vorgaben stammen direkt vom Bund und nicht aus unserer Küche».

Willkürlich scheint auch das Festhalten an der schweizerischen Zwei-Meter-Abstandsregel, während in Österreich das Coronavirus offenbar schlampertiger veranlagt ist: Dort reicht ein Meter Distanz. Für die Gastronomie (und viele andere Branchen) sind solche Unterschiede, die bis jetzt kein Epidemiologe schlüssig erklären konnte, existenziell: Viele Betriebe können nur noch einen Drittel der üblichen Gästezahl bewirten.

Schädlicher als das Virus

Mittlerweile scheinen die Symptome der Corona-Verordnungsbürokratie für die meisten Bevölkerungsgruppen schädlicher zu sein als das Virus selbst. Dagmar Rösler, oberste Lehrerin des Landes, berichtet im *Tages-Anzeiger*, dass sich Berufskollegen über das Tragen von Schutzvisieren aus Plexig-



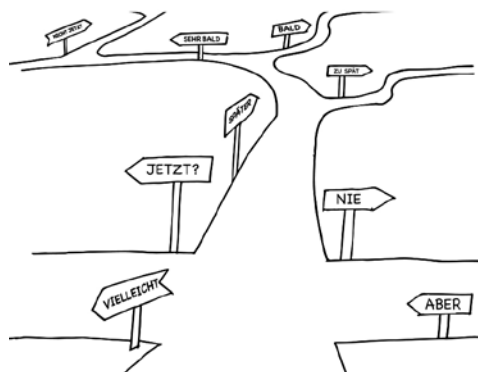
Gängeln, kontrollieren und büssen.

läuft direkt in den nächsten Vorschriften-dschungel. Etwa beim Tennisspielen. Das «Muster-Schutzkonzept» von Swiss Tennis sieht vor, dass jeder Tennisklub und jedes Tenniscenter einen «Covid-19-Beauftragten» zur Sicherstellung aller Vorgaben benennen und dem Verband melden muss. Um eine allfällige Ansteckungsgefahr über die Bälle auszuschliessen, empfiehlt Swiss Tennis, «für jedes Spiel neue Bälle zu verwenden». Jeder Spieler könne allerdings auch seine eigenen markierten Bälle mitbringen, um den Kontakt fremder Bälle mit der Hand auszuschliessen. Dann dürfe man allerdings nur mit eigenen Bällen aufschlagen.

Busse für Liebespaar

Beim Handball müssen neu definierte Trainingsgruppen gebildet werden, die sich nur in speziell bezeichneten «Regionen auf dem Spielfeld» aufhalten dürfen. Rollt ein Ball irrtümlicherweise zu einer anderen Trainingsgruppe, dürfen die Handballkollegen nur mit dem Fuss retournieren.

Man darf gespannt sein, welche Bussen hier bei Zuwiderhandlungen drohen, wenn in Zürich sogar ein Liebespaar, das seit anderthalb Jahren zusammenlebt, je hundert Franken zahlen musste, weil es in der Öffentlichkeit die Abstandsregeln nicht einhielt. Es lebe und kassiere der Corona-Obrigkeitsstaat. ○



Direkt in den Vorschriften-dschungel.



Schönmaler der Wirklichkeit: «Fonds du lac, avec les Dents du Midi» von François Boccion, 1887.



Ikone der Woche

Gerangel mit der Dunkelheit

Von Michael Bahnerth

Da ist dieser unüberwindbare Dualismus der Schöpfung, dieses Werden bei gleichzeitigem Vergehen, dieses Erschaffen und Zerstören. Von Inseln, Ländern, Kontinenten, Sonnen, Welten, Menschen, Gedanken, vielleicht sogar von Universen. Alles ist nie mehr als ein Provisorium, vermutlich sogar das Nichts. Wahrscheinlich zerstört die Schöpfung gleich viel, wie sie schafft, um dem Prinzip des Gleichgewichts der Masse gerecht zu werden. Löscht Altes aus, bringt Neues ins Licht wie in einer unergründlichen Verhältnismässigkeit. Sie bringt Schönheit hervor, viel mehr als Hässliches, so scheint es jedenfalls für jenen, der Romantik braucht, um nicht sein Licht zu verlieren in diesem steten Gerangel mit der Dunkelheit.

1887 in der Schweiz war kein schönes Jahr, trotz der Schönheit des Landes, seiner Wasser, seiner Berge. Es gab Hunger, Alkoholismus, Analphabetentum, Verzweiflung, die Hoffnung auf ein besseres Leben war für die meisten so weit weg wie die Gipfel der Berge. Die Wohlhabenden stiegen auf Boote an den Ufern des Genfersees und ruderten den Bergen zu, den Dents du Midi. Jenseits des Wassers und seiner Ufer besoffen sich die Armen, um das Gefühl zu verwässern, mit jedem Tag etwas mehr zu ertrinken im Sog der Mühsal des Lebens. Sie tranken selbstgebrannten Kartoffelschnaps, der sie kurzfristig vom Elend erlöste und dann dauerhaft. Man redete von «Kartoffelschnapspest». Die Wirtschaft sorgte sich, da all die Schnapsleichen für die Arbeit unbrauchbar geworden waren. Der Bund erliess das erste Alkoholgesetz, besteuerte den Schnaps. Mit dem Erlös sollten die Kantone den Alkoholismus bekämpfen.

Am Ufer des Genfersees bei Vevey stand 1887 François Bocion, ein Maler aus Lausanne, und malte die Schönheit «Fond du lac, avec les Dents du Midi». Er kannte Armut nur vom Sehen, er stammte aus wohlhabendem Hause. Später würde man ihn den «Maler des Genfersees» nennen; prächtige Bilder sind es, voller Licht und Anmut, voller Sauberkeit und Strahlkraft, eine zärtliche Welt, in der sich Gebirge im Wasser spiegeln und die Schatten nur von der Sonne stammen. Bocion war ein Schönmalers der Wirklichkeit.

Am Zugersee im selben Jahr, vielleicht sogar dieselbe Jahreszeit: Das Ufer bei Zug bricht ein, Häuser versinken im See, Menschen sterben, eine Flutwelle spült ein Dampfschiff in die Stadt, es entsteht eine Bucht, die Katastrophenbucht. So nahe liegt das Leben am Tod. Nichts ist so leicht verletzbar und so trügerisch manchmal wie die Schönheit.

Brief an meine Freunde

Wir werden nach dieser Ausgangssperre nicht in einer neuen Welt aufwachen. Es wird dieselbe sein, nur schlimmer.

Von Michel Houellebecq



Man muss es schon zugeben: Mit den meisten E-Mails der letzten Wochen wollte man sich nur vergewissern, dass der Gesprächspartner nicht tot ist oder es bald sein wird. War dies erst einmal klargestellt, versuchte man doch noch ein paar interessante Dinge zu sagen, was nicht einfach war, da diese Epidemie die Leistung vollbringt, beängstigend und langweilig zugleich zu sein. Ein banales Virus, auf wenig ruhmreiche Art mit obskuren Grippeviren verwandt, kaum bekannte Überlebensumstände, ungenaue Merkmale, mal gutartig, mal tödlich, nicht einmal sexuell übertragbar: kurz, ein Virus ohne Eigenschaften.

Obwohl die Epidemie täglich mehrere tausend Menschen tötete, vermittelte sie den merkwürdigen Eindruck, ein Nichtereignis zu sein. Übrigens sprachen meine ehrwürdigen Kollegen (zumindest einige von ihnen sind ehrwürdig) nicht viel darüber, sie gingen lieber auf die Ausgangssperre ein; ich möchte hier meinen Beitrag zu ihren Beobachtungen hinzufügen.

Schriftsteller müssen laufen

Frédéric Beigbeder (aus Guéthary, Pyrénées-Atlantiques). Ein Schriftsteller sieht ohnehin wenige Menschen, er lebt wie ein Eremit mit seinen Büchern, die Ausgangssperre ändert für ihn kaum etwas. Absolut einverstanden, Frédéric, was das Sozialleben angeht, verändert sie so gut wie nichts. Doch du vergisst einen wichtigen Punkt (wahrscheinlich, weil du auf dem Land lebst und dich das Verbot weniger hart trifft): Ein Schriftsteller muss laufen.

Die Ausgangssperre scheint mir die ideale Gelegenheit, einen alten Streitpunkt zwischen Flaubert und Nietzsche zu klären. Flaubert sagt irgendwo (ich habe vergessen, wo), dass man nur im Sitzen gut denken und schreiben kann. Nietzsche protestiert und macht sich über ihn lustig (ich habe ebenfalls vergessen, wo), er geht

sogar so weit, ihn als Nihilisten zu beschimpfen (es findet also zu jener Zeit statt, als er bereits begonnen hatte, dieses Wort in alle Richtungen zu missbrauchen): Er selbst hat all seine Werke im Gehen konzipiert, alles, was nicht im Gehen konzipiert wird, ist schlecht, er sei immer ein dionysischer Tänzer gewesen und so weiter.

Ich stehe kaum unter Verdacht, eine übertriebene Sympathie für Nietzsche zu hegen, trotzdem muss ich eingestehen, dass er in diesem Fall recht hat. Es ist stark vom Versuch, zu schreiben, abzuraten, wenn man nicht die Möglichkeit hat, am Tag mehrere Stunden zu laufen: Die angestaute Nervenspannung kann sich nicht auflösen, die Gedanken und Bilder kreisen weiter schmerzhaft im armen Kopf des Autors herum, er wird reizbar, um nicht zu sagen: verrückt.

Das Einzige, was wirklich zählt, ist der mechanische Rhythmus des Gehens, dessen wichtigstes Ziel es nicht ist, neue Ideen aufkommen zu lassen (auch wenn dies durchaus stattfinden kann), sondern, den Konflikt zu beruhigen, den das Aufeinanderprallen der



Man hat die Utopien, die man verdient: Sacré-Cœur, Paris.

am Schreibtisch entwickelten Ideen ausgelöst hat (und hier wiederum hat Flaubert nicht ganz unrecht); Nietzsche driftet ein bisschen ab, wenn er uns von seinen auf den felsigen Abhängen im Hinterland von Nizza und den Weiden des Engadins entwickelten Konzepten erzählt: Wenn man nicht gerade an einem Reiseführer schreibt, haben die durchquerten Landschaften weniger Bedeutung als die inneren Landschaften.

Catherine Millet (normalerweise eher Pariserin, hatte das Glück, gerade in Estagel, Pyrénées-Orientales, zu sein, als der Befehl des Stillstands erteilt wurde). Die momentane Situation erinnert sie auf ärgerliche Weise an den «visionären» Teil eines meiner Bücher: «La possibilité d'une île» («Die Möglichkeit einer Insel»).

Und da habe ich mir gedacht, dass es schon toll ist, Leser zu haben. Weil ich selbst nicht darauf gekommen war, diese Parallele zu ziehen, obwohl sie vollkommen klar ist. Tatsächlich war es, wenn ich jetzt daran zurückdenke, genau das, was ich damals, in Bezug auf das Aussterben der Menschheit, im Sinn hatte. Keinen spektakulären Moment, sondern etwas ziemlich Trübsinniges. Individuen, die isoliert in ihren Zellen leben, ohne physischen Kontakt zu ihren Artgenossen, mit nur ein paar sich zunehmend verringernden Interaktionen über den Computer.

Emmanuel Carrère (Paris-Royan; er scheint einen guten Grund gefunden zu haben, sich zu bewegen). Werden interessante, aus dieser Zeit inspirierte Bücher entstehen? Er stellt sich die Frage. Ich stelle sie mir auch. Ich habe es mich wirklich gefragt, aber im Grunde glaube ich das nicht. Über die Pest hat es im Laufe der Jahrhunderte viele gegeben, die Pest hat die Schriftsteller interessiert. Hier habe ich so meine Zweifel.

Zuerst einmal glaube ich keine halbe Sekunde an Aussagen wie «Nichts wird je mehr sein wie zuvor». Im Gegenteil, alles wird genau gleich bleiben. Die Entwicklung dieser Epidemie ist sogar auf bemerkenswerte Weise normal. Der Westen ist nicht für die Ewigkeit, nicht durch Gottes Gnaden die reichste und am besten entwickelte Zone der Welt. Das alles ist vorbei, schon seit einer Weile, das ist kein Scoop. Wenn man es im Detail analysiert, kommt Frankreich sogar ein bisschen besser weg als Spanien und Italien, aber schlechter als Deutschland; auch das ist keine grosse Überraschung.

Ende des selbstgemachten Kindes

Das Coronavirus dürfte ganz im Gegenteil einen Wandel, der schon im Gange ist, beschleunigen. Seit einigen Jahren haben die technologischen Entwicklungen, ob sie nun weniger wichtig sind (Video-on-Demand, kontaktloses Bezahlen) oder wesentlich (Fernarbeit, Shoppen per Internet, die sozialen Netzwerke), zur Folge (zum Hauptziel?), die physischen Kontakte zu reduzieren, be-

sonders die zwischen Menschen. Die Epidemie des Coronavirus liefert dieser Tendenz eine wunderbare Daseinsberechtigung, die menschlichen Beziehungen obsolet erscheinen zu lassen.

Das erinnert mich an einen schillernden Vergleich, der mir in einem Text der Aktivisten-Gruppe «Die Schimpansen der Zukunft» aufgefallen ist (ich habe diese Leute im Internet gefunden, ich habe nie gesagt, dass das Internet nur Nachteile bietet). Ich zitiere: «Schon bald wird es genauso unpassend erscheinen, seine Kinder selbst kostenlos und zufällig zu ma-

Ich glaube keine halbe Sekunde an Aussagen wie «Nichts wird je mehr sein wie zuvor».

chen, wie ohne Internetplattform zu trampeln.» Car-Sharing, Wohngemeinschaften, man hat die Utopien, die man verdient. Lassen wir das.

Es wäre genauso falsch, zu behaupten, dass wir das Tragische, den Tod, die Endlichkeit und so weiter wiederentdecken. Seit einem halben Jahrhundert schon kann man die von Philippe Ariès wunderbar beschriebene Tendenz beobachten, den Tod, so gut es geht, zu vertuschen: Nun, der Tod war nie so diskret wie in diesen vergangenen Wochen. Die Leute sterben allein in ihren Zimmern, in Krankenhäusern oder Altersheimen, man begräbt sie sofort (oder äschert man sie ein? Die Einäscherung entspricht mehr dem Zeitgeist), ohne irgendwen zu benachrichtigen, sang- und klanglos. Ohne den geringsten Zeugenbericht komprimieren sich die Opfer in der täglichen Totenstatistik zu einer Einheit, und die Angst, die sich mit den steigenden Zahlen in der Bevölkerung verbreitet, hat etwas seltsam Abstraktes an sich.

Eine andere Zahl, die in den letzten Wochen an Bedeutung gewonnen hat, ist das Alter der Kranken. Wann ist es angebracht, sie zu reanimieren und zu pflegen? Mit 70, 75, 80 Jahren? Das kommt offenbar darauf an, in welcher Region der Welt man lebt; zumindest hat man nie mit einer solchen Schamlosigkeit zum Ausdruck gebracht, dass nicht jedes Leben den gleichen Wert hat; dass es ab einem gewissen Alter (70, 75, 80 Jahre?) ein bisschen so ist, als sei man schon tot.

Neue Gewissheit

All diese Tendenzen, ich sagte es bereits, haben vor dem Coronavirus existiert, sie haben sich nur mit einer neuen Gewissheit zu erkennen gegeben. Wir werden nach dieser Ausgangssperre nicht in einer neuen Welt aufwachen. Es wird dieselbe sein, nur etwas schlimmer.

Michel Houellebecq zählt zu den wichtigsten Schriftstellern der Gegenwart. Zuletzt veröffentlichte er den Roman «Serotonin» (Dumont).

Aus dem Französischen von Annabelle Hirsch

Autoren

Sterbende Sonnen

Der Roman «Hitze» des jungen Franzosen Victor Jestin ist eines der bemerkenswertesten Bücher dieses literarischen Frühlings. Er bricht mit den gängigen Literaturtrends. *Von Anton Beck*

Es gibt Bücher, von denen wünscht sich ein jeder Schriftsteller, er hätte sie selbst geschrieben. Dieses Gefühl, eine Mischung aus Neid und Bewunderung, betrifft keine Klassiker, betrifft nicht Goethes «Faust» oder Blixens «Jenseits von Afrika», was wohl damit zusammenhängt, dass diese Menschen längst verstorben und unserer Zeit gewissermassen auch fremd sind. Es betrifft vielmehr unbeschriebene Blätter – Autoren wie Victor Jestin, im eigenen Land von Kollegen und Kritikern gleichermaßen hochgelobt, im deutschen Sprachraum noch nicht, wahrscheinlich aber sehr bald, bekannt.

In Jestins Roman hält der Sommer und mit ihm la chaleur, die Hitze, Frankreich in Atem. Der Schüler Léo verbringt diese Hundstage an der Atlantikküste zwischen ersten sexuellen Erfahrungen, jugendlich-übermütigem Kräfteressen und totzuschlagenden Stunden. Irgendwo unter glühendem Sand liegt sein toter Freund Oscar, den Léo nach einer eskalierten Nacht selbst vergrub und der ihn in Gedanken immer wieder heimsucht.

In Jestins Roman hält der Sommer und mit ihm la chaleur, die Hitze, Frankreich in Atem. Der Schüler Léo verbringt diese Hundstage an der Atlantikküste zwischen ersten sexuellen Erfahrungen, jugendlich-übermütigem Kräfteressen und totzuschlagenden Stunden. Irgendwo unter glühendem Sand liegt sein toter Freund Oscar, den Léo nach einer eskalierten Nacht selbst vergrub und der ihn in Gedanken immer wieder heimsucht.

Weder Fisch noch Vogel

Doch die Leiche spielt keine Rolle, «Hitze» ist kein Krimi und schon gar keine Liebes- oder Jugendgeschichte, vielmehr porträtiert der Roman den unausweichlichen Umstand, an dieses Leben, an das Hier und Jetzt gebunden zu sein. Orte und Zeit gehen ineinander auf, und Léo kann den einen Tag am Strand bald nicht mehr vom anderen unterscheiden. Sprachlich begleitet wird dies von poetisch gemalten Bildern sterbender Sonnen und sich in die Luft schraubender Volleyball-Spieler.

Damit stellt Jestin sich in eine literarische Tradition, welche in jüngster Zeit ungern gelesen wird. Frankophone Romane, die in den letzten Jahren international zu reden gaben, waren meist politischer Natur – ob Michel Houellebecqs Sozialkritiken «Unterwerfung» und «Serotonin» oder aber Emma Beckers kritischer



Newcomer Jestin.

Prostitutions-Roman «La Maison». Abschweifend philosophische, gar existenzialistisch angehauchte Literatur hingegen hat schon länger keine Hochkonjunktur mehr, was aufgrund des faden Geschmacks, den sie nach dem Lesen hinterlässt auch verständlich ist. Die Welt kann (dieser Tage mehr denn je) einschüchternd genug sein, da muss Literatur nicht noch

nachhelfen. Insofern ist «Hitze» aber auch kein rein existenzialistischer Roman und der Vergleich mit Albert Camus, wie ihn die französische Tageszeitung *Le Monde* tätigte, nicht ganz zutreffend.

Jestins Roman ist weder Fisch noch Vogel, will nicht belehren und auch nicht die Bedeutungslosigkeit preisen. Vielmehr ist es ein Buch, das mehr darüber weiss, was es nicht sein will, als was es sein will. Léo ahnt, dass er sich Sorgen machen sollte, es aber irgendwie nicht kann, dass seine Ziele und auch die ständig gesuchte Liebe und Sühne erstrebenswert sind, er aber dennoch stets beides aus den Augen verliert. Gleichzeitig handeln zu wollen und es doch nicht zu wollen, es schliesslich aber zu tun, das macht ihn die meiste Zeit über handlungsunfähig.

Was bleibt, ist ein Gemenge aus Zwiepsältigkeit, das in der Ohnmacht einer unglaublichen Hitze dahinschmilzt wie eine Kugel Glace. Mit den Worten «Ich wusste nicht mehr, wo sich was befand» streift Léo gegen Ende des Romans einmal mehr durch die Dünen der Bretagne. Man muss nicht einmal die Umstände der letzten Frühlingswochen beachten, es reicht schon, einen Moment in sich hineinzuhören, um zu wissen, wie wahr das dieser Tage ist.



Victor Jestin: Hitze
Kein & Aber
160 S., Fr. 21.60

Der Zauber zündet mit Verzögerung

Das phänomenale trotziges Debüt des irischen Ausnahme-Songwriters David Keenan.

Von Thomas Wördehoff



Locker bleiben, Alter: Multiinstrumentalist Keenan mit Schriftsteller Brendan Behan in Dublin.

Er sieht aus, als hätte er die wilde Frische des irischen Frühlings erfunden: rotblond gelockt, frischblauer Blick, der struppige Zwirn aus Lambswool, Cord oder Tweet und mit den Stürmen des Lebens schon jetzt auf Du und Du. Der Mann ist 26, hat gerade sein erstes Album veröffentlicht und ist ein derart vielbeschworener Geheimtipp, dass er – um ihn für den zu erwartenden Ruhm frühzeitig abzuhärten – schon jetzt gelegentlich unsanft angerempelt wird. Er sehe aus wie «ein Statist in den Unterdeck-Szenen der *«Titanic»*», giftelte das amerikanische *Paste Magazine* unlängst über den Frischling von der grünen Insel. In weiser Voraussicht auf kommende Schmähungen hat der Nachwuchsbarde sein Debüt trotzig mit *«A Beginner's Guide to Bravery»* betitelt, und legt so seinem Glauben an eine rosige Zukunft schon mal die erste Gebrauchsanweisung bei.

Strophen im Flammenmeer

David Keenan hat bislang alles richtig gemacht. Sein Album hat er im vergangenen Jahr im alten Gemäuer des Hellfire-Studios, idyllisch irisch gelegen in den Ausläufern der Dublin Mountains, mit Blick auf die Hauptstadt und die irische See, eingespielt. Innerhalb einer Woche prügelte er seine Songs in die Mikrofone, überwiegend akustisch mit Gitarre, Violine, Klavier,

Drums, also eine seltsame Mischung aus Folk und... da kommt man bei der Beschreibung ins Schlingern, denn eigentlich entzieht sich *«A Beginner's Guide»* erst mal jeder stilistischen Zuordnung. Sagen wir es so: Es ist vollkommen nebensächlich, ob da gerade eine Geige mit irischer Wehmut wimmert, ein Kleinklavier mit schepperndem Hall vor sich hinklimpert oder im Unterholz des Instrumentariums selbstvergessen ein Banjo gezupft wird – das Ereignis bei David Keenan ist David Keenan.

Und der Zauber zündet mit Verzögerung. Meist beginnen seine Songs mit unauffälligem Gitarrengeschrammel und diskretem Gesang – ein Liedermacher halt, wie es sie mal besser, mal schlechter gibt. Doch ein *«Liedermacher»* in der Tradition von Reinhard Mey, Mani Matter oder Georges Brassens ist David Keenan nicht. Ein Geschichtenerzähler auch er, und was für einer, ein *«Verslischmied»* wohl ebenfalls – nur dass er seine Strophen nach den ersten einführenden Bemerkungen zügig in ein Flammenmeer verwandelt. Hört man seine Songs nebenbei und unterwegs, wird man nach spätestens einer Minute gepackt von der fiebrigen Theatralik dieser langsam explodierenden Stimme – am Ende der Scheibe ist man geradezu erschöpft vor Begeisterung. Ein Gefühl, das sich auch nach Liedern von Jacques Brel einstellt.

Theatralik und Intensität – ohne Zweifel: David Keenan hat's mit dem Drama. Zu Fotoshootings in Dublin lädt er gerne mal an den Königlichen Kanal, zu einem Denkmal seines literarischen Idols Brendan Behan (1923–1964), dem legendären roten Wilden unter Irlands grossen Dramatikern (*«Die Geisel»*, *«Richards Korkbein»*), dem man seinerzeit in einem Nachruf bescheinigt hatte, er sei *«zu jung, um zu sterben, aber zu betrunken, um zu leben»* gewesen.

Überhaupt nicht cool

Genau da ist wohl auch jener gefährliche Druck zu finden, dem Keenan in seinen Songs nachspürt. *«A Beginner's Guide»* ist auf Kante genäht und spielt mit einem Siedepunkt, der in der heutigen Popmusik nur ausnahmsweise anzutreffen ist. Ohne sich an ein festgezurrtes musikalisches Korsett zu klammern, offeriert die glutvoll spielende Band ihrem Frontmann jeden nur erdenklichen Freiraum und damit das Ticket, sich jederzeit in gleissende Rage zu singen. Dass die brodelnden Songs 2019 im Laufe von Spontan-Sessions mitgeschnitten wurden, ist dem Album in jedem Takt anzuhören. Cool ist diese Musik ganz und gar nicht.

David Keenan kommt aus Dundalk, einem Kaff zwischen Dublin und Belfast, irgendwo an der Grenze zu Nordirland. Es ist wohl ein Ort, aus dem man als junger Mensch dringend fliehen muss. Keenan wollte unbedingt zu seiner Lieblingsband – damals waren das The La's, und die sassen nun mal in Liverpool. Irgendwann also verliess der angeödete Teenager mit siebzig Pfund in der Tasche seine Eltern samt Geburtsstadt grusslos und begab sich zunächst in die Hölle der Strassenmusiker am Ufer des Mersey: *«Ich sehe noch genau, wie ich mit zusammengepressten Augen vor den paar Passanten stand und versuchte, etwas von dieser Angst und diesen Qualen loszuwerden. Ich vermute, dass ich Rauchringe für die Leute aufsteigen liess, die meine Lage nachvollziehen konnten: Gibt es da draussen jemanden? Hast du das auch durchgemacht, verstehst du das? Oder bin ich einfach nur verrückt?»*

Verrückt waren vor allem die Liverpooler Zufallsbekanntschaften. Wie zum Beispiel der Taxifahrer, der jene Kunden, die ihm interessant schienen, mit einer Dashcam filmte. Keenan klampfte also den nächstbesten Song, der ihm in den Sinn kam (*«El Paso»*), und fand die Aufnahme schon tags darauf im Netz wieder, wo die nächtliche Taxitour aus Beatles-Town begeistert aufgenommen wurde und Zigtausende Klicks verbuchte.

Jack-Kerouac-Erlebnis

«Die Strassenmusik war es jedenfalls, die meine Schüchternheit aufbrach», resümiert Keenan heute gutgelaunt, und es war wohl auch das *busking*, das ihn in Areale führte, die einem Bürgersohn oft verschlossen bleiben. Im Nachtclub *«The Lomax»* quartierte er sich durch die Ver-

mittlung einer Bardame in einem der Seitenzimmer ein und durfte dort für mehrere Nächte sein Lager aufschlagen. Architektonische Besonderheit: In der Mitte des Raums verlief eine Stripper-Stange durch die Stockwerke – ein traumhafter Orientierungspunkt für jeden angehenden Poeten. Das sei sein Jack-Kerouac-Erlebnis gewesen, schwärmt Keenan.

Sicherlich aber auch ein Teil eines mittlerweile stattlich ausgerüsteten Archivs aus vielversprechenden Erlebnisbausteinen. Keenan ist zwar als Lyriker nicht immer ganz sattelfest, geht aber doch schon sehr clever und ziemlich virtuos mit seinem Fundus um. Der Trick: Ähnlich wie die Beatles (Keenan ist in jenem Alter, als das Liverpooles Quartett «Revolver» und «Sgt. Pepper» kreierte) lässt er Bilder aufblitzen oder schattenhaft vorbeischieben – ein Über- und Hintereinander von rätselhaften und irritierenden Miniszenen, die den Songs einen enigmatisch-seltsamen Sog verleihen.

«Schmort in eurer Einsamkeit»

So lässt er James Dean seinen Autounfall überleben und trifft ihn als Bahnarbeiter in Dublin wieder, begleitet den «armen Samuel Beckett unter einem perlmuttfarbenen Himmel», begegnet «einem Trinker, der vor Poesie nur so trieft und der betäubt, wie festgenagelt auf einem Barhocker sitzt» oder hört einem «Bussgebet von Christopher Hitchens» zu. Zuweilen nehmen sich einige dieser Miniaturen auch mal eine Idee zu präventiv aus, aber Keenans musikalischer Punch nimmt den Texten viel von ihrer gelegentlich altklugen Überdrehtheit.

Vermutlich ist das eine mit dem anderen ohnehin auf geheimnisvolle Weise verbunden: «Die Leute unterscheiden zwischen Gesang und Prosa und Poesie, aber alles ist eine Frage der individuellen Fantasie: Die lässt sich nur schwer determinieren», meinte Keenan kürzlich in einem Interview. Er sei ein junger Sänger «mit der Seele eines alten Poeten», schwärmte kürzlich eine amerikanische Radiostation über Keenan. «Schmort in eurer Einsamkeit. Macht eure Fehler!», gibt er jüngeren Kollegen (und vermutlich auch sich selbst) auf den Weg, und sie sollen sich vorsichtshalber an den Aussen-seitern orientieren, Marina Abramovic oder Nick Cave. Drunter macht er's nicht.

Jedenfalls hat er die Songs fürs nächste Album schon geschrieben. «Die neuen Sachen sind direkter – ich versuche, mich noch mehr anzustrengen», schiebt er nach. Locker bleiben, Alter, möchte man ihm hinterherrufen, *it don't mean a thing if it ain't got that swing*.



David Keenan:
A Beginner's Guide To Bravery

Gesellschaft

Unbequeme Wahrheiten

Für einmal richtet Regisseur Michael Moore seine Kamera auf die grünen Lebenslügen der eigenen Klientel. Das Schweigen der Kritisierten spricht Bände. Von Alex Baur

Wann immer der Oscar-prämierte Dokumentarfilmer Michael Moore zur Kamera greift, sind Kontroversen angesagt. Ob er den Kapitalismus («Roger & Me»), die Waffenlobby («Bowling for Columbine»), den Irakkrieg («Fahrenheit 11/9») oder den amtierenden Präsidenten («TrumpLand») ins Visier nahm – immer war allerdings klar, auf welcher Seite Moore stand. Und wenn der 66-Jährige, der sich gerne als respektloser Teenager inszeniert, etwas an Barack Obama, Bernie Sanders oder Al Gore zu kritteln hatte, dann, weil ihm diese zu rechts waren. Der Applaus des linksliberalen Mainstreams war ihm stets sicher.

Vor diesem Hintergrund birgt Moores neuestes Opus, «Planet of the Humans», eine echte Überraschung in sich. Die unerbittliche Kamera richtet sich diesmal auf die «heilige Kuh» seiner eigenen Klientel: die vermeintlich grüne Energie.

Der Regisseur und Koproduzent Jeff Gibbs, ein Umweltaktivist der ersten Stunde, begibt sich auf eine Erkundungstour durch die Welt der alternativen Energieträger. Und er stellt dabei fest: Ob Solarpanels, Windmühlen, Batterien oder Biotreibstoffe – was unter dem Label «grün» vermarktet wird, verursacht kaum weniger Umweltschäden als konventionelle Energieträger.

Irritierende Erkenntnis

Das Fazit nach einer Stunde und vierzig Minuten erscheint deprimierend. Es liegt nicht an der Technologie, sondern an der Natur. Erstens sind Sonne und Wind für die Stromproduktion denkbar ungeeignet, weil sie selten dann anfallen, wenn man sie braucht. Zweitens steht der Verschleiss an Ressourcen in einem krassen Missverhältnis zum kläglichen Ertrag, was insbesondere auch für Biotreibstoffe gilt. Das ist zwar alles längst bekannt. Doch Moore und Gibbs gelingt es, diese irritierende Erkenntnis am konkreten Beispiel bildhaft aufzuzeigen.

Der grüne Zauber vermittelt den Menschen die Illusion, den Planeten zu retten. In Wahrheit, so die Message des Films, geht es einzig um die Rettung eines verschwenderischen Lifestyles. Der «Green New Deal» ist eine linke Lebenslüge – ein milliarden-

schweres, mit Subventionen aller Art gedoptes und verlogenes Business, an dem sich knallharte Geschäftemacher, von Elon Musk über Al Gore («An Inconvenient Truth») bis Richard Branson, eine goldene Nase verdienen.

Das ist Kritik, die in die Tiefe geht. Doch der Aufschrei blieb aus. In den einschlägigen Kreisen wird Moores Fundamentalkritik eisern ignoriert. Als der Film im Sommer 2019 erstmals an einem Festival gezeigt wurde, fand er in den etablierten Medien kaum Beachtung.



Filmemacher Moore.

Seit dem 21. April kann man ihn nun auf Youtube einen Monat lang gratis herunterladen. Bis letzte Woche taten das 8 Millionen User. In den sozialen Medien löste der Film heftige Kontroversen aus. Doch in den etablierten Medien findet er höchstens in den Randspalten Erwähnung.

Klimafreundliche Alternative

Der Schweizer Klimaforscher Reto Knutti gehörte zu den wenigen Exponenten des grünen Milieus, die sich zu einer Kritik hinreissen liessen. Doch seine Einwände zielen ins Leere. Moore bezweifelt weder den Klimawandel noch die Nachteile der fossilen Treibstoffe. Er hat lediglich die unbequeme Realität der vermeintlich grünen Technologien aufgezeigt.

Was die Remedur betrifft, bleibt sich Michael Moore allerdings treu: Er fordert Konsumverzicht. Die klimafreundliche Alternative, nämlich die Kernenergie, findet in «Planet of the Humans» keine Erwähnung. Das wäre offenbar selbst für Michael Moore der Ketzerei zu viel gewesen.



List, Täuschung, Machtkalkül.

Forschung

Schimpansen, die Politik machen

Warum wählen wir linke oder rechte Parteien? Die Evolutionspsychologie sieht die Ursache im Verhalten unserer Ahnen, der Affen. Politische Vorlieben sind demnach genetisch geprägt. Es ist nicht auszuschliessen, dass Linke und Rechte dereinst sogar eigene Spezies begründen. *Von Thomas Knecht*

Die Bezeichnungen «links» und «rechts» im politischen Kontext gehen auf die Sitzordnung im französischen Parlament des frühen 19. Jahrhunderts zurück. Immer wieder regt es zum Schmunzeln an, wenn Schweizer Politiker verkünden, das Links-rechts-Schema sei überwunden. Es gibt unlegbar zwei Grundpositionen in der Politik, die eine stabile Polarität bedingen, so wie ein «oben» ohne ein «unten» auch nicht denkbar ist.

Für viele mag es eine steile These sein, dass die Spaltung in rechte und linke Denk- und Verhaltensmuster bereits vor der Hominisation (Menschwerdung der Primaten) eingesetzt haben könnte. Stellen wir uns nichtmenschliche Primaten vor, etwa die guterforschten Schimpansen, die in Rudeln von überschaubarer Grösse leben und einen grossen Teil ihres Tages mit der Futtersuche (*foraging*) verbringen. Nicht alle beteiligen sich in gleicher Weise

daran. Einzelne Individuen halten sich auffallend zurück, warten ab, bis die anderen fündig geworden sind. Nun werden sie aktiv, treten an die anderen heran und fordern ihren Tribut. Dies kann durch unterwürfiges Betteln, durch aufdringliches Heischen (*scrounging*) oder sogar durch nötigende Drohgesten erfolgen. Die Tiere, die bereits im Besitz von Futter sind, treten also einen Teil davon mehr oder weniger freiwillig ab. Im Endeffekt sind so alle – auch die Unproduktiven – Teilhaber des wirtschaftlichen Ertrages.

Für das Kollektiv entsteht nun ein Dilemma: Gegenseitige Unterstützung erhöht primär die Überlebensfähigkeit der Gruppe; ein Überhandnehmen der parasitären Verhaltensmuster bedeutet indessen eine Schwächung der Gemeinschaft im Wettbewerb mit anderen Gruppen. Je nach der Qualität der Beziehung zwischen den Akteuren und dem Ausmass der

eingesetzten instrumentalen Aggression können hier Frühstufen des Almosengebens, der sozialen Umverteilung oder aber der Eigentumsdelinquenz erkannt werden.

Futter oder Sex als Belohnung

Dass politisches Verhalten auch schon von nichtmenschlichen Primaten praktiziert wird, steht spätestens seit den Beobachtungen von Frans de Waal betreffend die «Schimpansenpolitik» fest. Schon bei unseren haarigen Vetter ist es gang und gäbe, die eigene Kampfkraft durch Mobilisierung möglichst vieler und starker Bündnispartner zu verstärken. Als Gegenleistung für das machtpolitische Mitziehen können Futter, Sex oder *grooming* (soziale Fellpflege) angeboten werden. Ganz im Gegensatz zu den Hackordnungen der Hühner oder der Rudelhierarchie der Wölfe, wo die Rangordnung in Duellen ausgemacht wird,

können bei höheren Primaten also bereits Allianzen geschmiedet werden, um die eigene Durchschlagskraft zu multiplizieren und selbst stärkere Individuen niederzuringen.

So sind gutvertraute politische Manöver schon im Tierreich gebräuchlich, zum Beispiel, wenn es um das Erlangen der Alphaposition im Schimpansenrudel geht. Um das Alphamännchen zu stürzen, wird sich Beta gerne mit Gamma zusammentun, um diesen dann nach geschlagenem Rankampf dafür zum Beispiel mit privilegiertem Zugang zu den fortpflanzungsfähigen Weibchen zu belohnen. Umgekehrt wird Alpha bei Konflikten unter den Subordinierten stets zugunsten der schwächeren Partei eingreifen, weniger aus Herzengüte, sondern vielmehr, um den Stärkeren, den er eher als potenziellen Rivalen sieht, in seiner Position zu schwächen. Die spezifische Fähigkeit, die durch List, Täuschung und Machtkalkül den eigenen Aufstieg im Rudel fördert, wird in der Verhaltenspsychologie «machiavellische Intelligenz» genannt. Das Futterschnorren (*scrounging*) der Schimpansen ist ein Beispiel dafür.

Politiker sprechen kaum von «Macht» oder höchstens im Zusammenhang mit ihren Antagonisten («dunkle Mächte»). Man wird dabei das Gefühl nicht los, dass hier etwas unter den Tisch fallengelassen wird, was eigentlich von zentraler Bedeutung ist. «Politik» bezeichnet gemäss Wikipedia «die Regelung der Angelegenheiten eines Gemeinwesens durch verbindliche Entscheidungen». Entscheidungen können indessen nur verbindlich sein, wenn sie mit der nötigen Durchschlagskraft umgesetzt werden. Dazu passt, wie der deutsche Soziologe Max Weber (1864–1920) die Macht definiert hat: «Macht ist die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.»

Geringe moralisch-ethische Qualität

Unter persönlichkeitspsychologischem Aspekt interessant ist die Frage, ob es individuelle Wesenseigenschaften gibt, die den einen zur Machtausübung mehr befähigen als den anderen. Die entsprechende Schlüsselfähigkeit ist nun eben diese machiavellische Intelligenz, die erfahrungsgemäss mit der technischen Intelligenz («Schulintelligenz») kaum korreliert ist, zumal sie entwicklungs geschichtlich älter und bereits nichtmenschlichen Primaten und sogar Rabenvögeln eigen ist. Dies erklärt, warum die besten Mittelschüler und Studenten nicht zwangsläufig die höchsten gesellschaftlichen Ränge erklimmen und umgekehrt die Spitzenpolitiker nicht immer durch intellektuelle Brillanz auffallen.

Dementsprechend kommt es bei politischen Schachzügen nicht selten vor, dass sie uns aufgrund ihrer Grobschlächtigkeit und geringen moralisch-ethischen Qualität missfallen.

Wenn Politik in erster Linie das Ringen um Machtanteile ist und eher einer Dynamik zwischen Menschengruppen als zwischen Einzelpersonen entspricht, muss jede politische Kraft danach trachten, möglichst viele Mitstreiter auf ihre Seite zu bringen, da die Mehrheit die Minderheit in sozialen Auseinandersetzungen gewöhnlich schlägt. Dies begünstigt die Entstehung einer Bipolarität, da eine Multipolarität mit vielen kleinen Splittergruppen die Aussichten auf eine klare Mehrheitslösung verschlechtert. Dabei können gewöhnlich eine linke und eine rechte Position identifiziert werden.

Knüpft man am Tierbeispiel an (*foraging* vs. *scrounging*), lassen sich hier die Prinzipien der Eigenverantwortung und der Umverteilung gegenüberstellen. Erhebt man das Erstere zur moralischen Maxime, so ergibt sich eine «Leis-

Gutvertraute Manöver sind schon im Tierreich gebräuchlich.

tungsethik» (jeder bekommt, was er verdient); bei Letzterem ergibt sich eine «Fürsorgeethik» (die Stärkeren haben für die Schwächeren zu sorgen). Im Selbstbild der Repräsentanten dieser beiden ethischen Orientierungen stehen sich nun die «Tüchtigen» und die «moralisch Hochstehenden» gegenüber. Man kann spekulieren, dass die Vertreter der ersten Gruppe eher in der wertschöpfenden Privatwirtschaft, die Vertreter der zweiten Gruppe eher in der umverteilenden Staatswirtschaft zu finden sind. Eine Studie der Harvard-Psychologin Carol Gilligan aus dem Jahr 1982 ergab zudem, dass Männer eher der Leistungsgerechtigkeit, Frauen dagegen eher der Fürsorgeethik verpflichtet sind. Von daher liegt die Vermutung nahe, dass Frauen sich in grösserer Zahl den politisch links stehenden Parteien anschliessen.

Mit diesen beiden Prinzipien «Leistungsethik» und «Fürsorgeethik» sind die Unterschiede zwischen linkem und rechtem Lager natürlich noch nicht erschöpfend erfasst: «Links» wird auch noch mit Internationalismus und Fortschrittserwartung assoziiert, während «rechts» tendenziell eher dem Nationalismus und dem Konservatismus anhängt, wobei auf der letztgenannten Seite die ideologische Geschlossenheit deutlich weniger gegeben ist. Die Chancen stehen schlecht, dass irgendein kollektiver Reifungsprozess diese Hyperpolarisierung der menschlichen Gesellschaft in «links» und «rechts» zu überwinden hilft.

Zwar gehen wir gemeinhin davon aus, dass die politische Orientierung das Produkt einer sozialen Prägung sei, spricht man doch von einer politischen Primärsozialisation, bei der grundlegende Werte im Schosse der Her-

kunfts familie vermittelt werden. Später erfolgt dann die politische Sekundärsozialisation, bei der ideologische Glaubenssätze auf einer bewussteren Ebene aufgenommen werden. Tatsächlich ist in den Teenagerjahren die Indoktrinierbarkeit des menschlichen Gehirns am grössten, zumal in dieser Zeit das grösste synaptische Angebot bereitsteht. Nun aber hat die Verhaltensgenetik gezeigt, dass die politische Formbarkeit auch eine genetische Komponente hat. Gemäss dem Psychologen Robert Plomin stellt zumindest der Faktor «Traditionalismus» einen Wesenszug mit relativ hoher Erbllichkeit dar, was auch dazu führt, dass gehäuft eine Partnerin mit gleichartiger politischer Ausrichtung gewählt wird.

Kalter Bürgerkrieg

Denkt man dies weiter, so ist es vorstellbar, dass sich linke und rechte Individuen mehr und mehr in ihre eigenen Lebenswelten mit ihren je eigenen Ernährungs-, Kleidungs-, Kommunikations- und Balzgewohnheiten zurückziehen, den Kontakt über die Milieugrenzen hinweg zunehmend verlieren, so dass es zwischen diesen Subpopulationen nicht mehr zu sexuellen Kontakten respektive zu genetischem Austausch kommen kann. Jedem Tierkundler ist das Beispiel der Herings- und Silbermöwen bekannt, die ursprünglich wohl eine einzige Spezies waren, sich dann aber so weit voneinander entfernten, dass sie sich schliesslich nicht mehr als Artgenossen erkannten und behandelten, worauf gleichsam zwei Arten geboren waren. Evolutionstheoretiker sprechen von Klado-genese. Könnte dem Homo sapiens dasselbe Schicksal widerfahren?

Für das Kollektiv kann sich allerdings noch wesentlich schneller eine prekäre Situation ergeben: Zwei hyperpolarisierte Lager verlieren unter Umständen die Fähigkeit, gemeinsam um politische Lösungen zu ringen, mit denen letztlich alle leben können. An die Stelle der kooperativen Auseinandersetzung tritt zusehends ein destruktiver Grabenkampf mit verhärteten Fronten, wobei Feindbildprojektionen, gegenseitige Entwertungen und Sabotageakte auf juristischem oder medialem Weg eine geordnete Staatsführung illusorisch machen. Es ist nicht zu hoffen, dass den Demokratien ein solcher «kalter Bürgerkrieg» bevorsteht. Welche mässigenden und vermittelnden Kräfte dem entgegenwirken könnten, ist allerdings nicht erkennbar.



Thomas Knecht ist leitender Arzt Forensische Psychiatrie am Psychiatrischen Zentrum Appenzell Ausserrhoden in Herisau.



Fast verliebt

Zumping

Von Claudia Schumacher

Corona macht ja viele von uns ärmer – aber an Verrücktheiten ist diese Zeit reich wie kaum eine andere. Zum Beispiel per Video-Konferenz eine Beziehung beenden? Als grösseres Gesellschaftsphänomen sicher neu. Der Vorgang hat jetzt sogar einen Namen: Zumping. Eine Mischung aus der Video-Konferenz-App Zoom und *dumping*, dem englischen Wort für Schlussmachen (*to dump*).

Zoom, das war früher eine App für Büro-Angelegenheiten, da konnten in Schanghai sitzende Anzugträger mit Anzugträgern in Zürich am Laptop verhandeln und sich dabei sehen. In Zeiten von Corona ist Zoom längst mehr als ein Medium für Berufliches: Die App ist nun Amors rechte Hand. Menschen trinken auf Zoom ihr erstes Glas Wein zusammen und werden zu Paaren: #zoomdate. Paare heiraten in trauter Zweisamkeit und übertragen es live an ihre Freunde in Quarantäne: #zoomwedding. Und jetzt eben auch das: #zumping. Gerade in Fernbeziehungen bleibt Ungeduldigen, die sich trennen wollen, fast nichts anderes übrig im Moment.

Publik wurde das Ganze durch den Tweet der amerikanischen Autorin Julia Moser: «Bin ich die erste Person, die via Zoom verlassen wurde?» Der Tweet ging «viral», wie man vor Corona so schön sagte. Viele Menschen erzählten darunter ihre eigene digitale Trennungsgeschichte: Neben Zoom sind auch welche über Facetime, Houseparty und Tumblr verlassen worden. Einen besonders spektakulären Bericht lieferte ein Mann, der offenbar einmal über Powerpoint «entlassen» wurde. Wie umgehen mit diesen Digitalverbrechen an der Zwischenmenschlichkeit? «Todesstrafe», scherzte ein Twitter-User.

Julia Moser schrieb derweil ihre Geschichte für BuzzFeed auf: Wie ihre noch frische Beziehung durch Corona in ein Social Distancing mündete, wie sie mit 27 Jahren zurück in ihr Kinderzimmer zog, das Küssen vermisste, und wie der Neue schliesslich den Beziehungs-Lockdown via Zoom in eine richtige Trennung überführte, während ihr Vater von unten etwas Unverständliches zu ihr ins Kinderzimmer hoch rief. Absoluter Junge-Menschen-Albtraum.

«Sorry, die Verbindung bricht»: Dieser im Video-Chat oft so dahingesagte Satz hat während Corona jedenfalls eine neue Bedeutung erhalten.



Weltgeist des Claqueurismus: Kabarettistin Hazel Brugger.

Knorrs Kultur

Abgenagte Kleintierskelette

Die Corona-Krise hat erhellende, erkenntnisreiche Seiten: Sie zeigt, was TV-Shows und Comedians ohne Saal- und Studiopublikum wert sind: nicht viel. Von Wolfram Knorr

Der Fernsehbürger, der im Shutdown zur Abwechslung am Abend die beschützten öffentlichen TV-Werkstätten mit ihren Hege- und Pflegern Johannes B. Kerner, Eckart von Hirschhausen, Jörg Pilawa und Co. aufsucht, findet sich in keinem Tollhaus frenetischer Fans mehr wieder, sondern nur noch in Geisterhallen, mit den geschniegelten Animatoren wie Grinsekatten. Statt des Beifalls eines echten Saalpublikums schallt Begeisterung aus der Konserve.

Das hat fast was Stephen-King-Haftes: Sogenannte Promis, die auf Deppenteufel kommandiert sind, sitzen da wie in Reagenzgläsern gezüchtet herum. Bei Eckart von Hirschhausen und seiner Quiz-Show geht's um kracherbsenscharfes Wissen («Warum pupsen wir im Flugzeug häufiger als auf der Erde?»), in Kerners «grosser Show» um «schräge Fragen» und bei Pilawa um ein «Quizduell». SRF bittet in «1 gegen 100» seine Kandidaten vor eine Art «Volksgericht» und fragt beinhart: «Wenn er im Schreibfluss ist, werden wohl die Bücher von Schweizer Bestseller-Autor Joël a) Dicker dicker, b) Breiter breiter oder c) Üppiger üppiger?» In normalen Zeiten mag manchem Zeitgenossen diese TV-Welt ziemlich gaga vorkommen, aber im Shutdown, durch den Ausschluss des Saal- oder Studiopublikums, offenbart sie viel Erstaunlicheres.

Erinnern wir uns kurz an die Beifallsstürme in vollbesetzten Arenen und Hallen, die wie ein

riesiger Blasbalg die Entertainer Thomas Gottschalk oder Mario Barth zu Super-Anwanzern aufbläht, sobald diese aus den Kulissen traten. In solchen Situationen ermahnten Kerner und Co. ihr Publikum sogar auch mal, seine Energie nicht schon bei der Begrüssung zu vergeuden. Frenetischer Beifall lässt eben die Animatoren von innen leuchten wie Energie die Birnen. Im Shutdown strahlt nix, gähnt ein Vakuum, falls das gähnen kann, mit den Entertainern und Kandidaten, gehüllt in ihre Quizzereien wie in schalldichte Räume. Und wir TV-Glotzer können nicht mehr eintauchen in das Inferno der guten Laune wie in ein erfrischendes emotionales Bad. Die Substanz fehlt, und das sind nicht die Animatoren und ihre Promis, sondern die wilden Tollhaus-Kohorten! Sie sind die wahren Absahner!

Homo televisicus

Der Weltgeist des Claqueurismus beherrscht das TV-Entertainment und hat den Homo televisicus, auch wenn dieser den Deppen-Irrsinn auf Bühnen und in Studios als solchen wahrnimmt, im Griff; er hat ihn konditioniert. 1920 dämmerte dem Werbefachmann John B. Watson (der den Psychologen Iwan Pawlow bewunderte), Konditionierung sei wichtiger als Begabung und Intelligenz. Er sollte recht behalten. Bei den TV-Shows pflückt die Kamera nicht zufällig immer wieder lachende Gesichter.

ter, Einzelpersonen oder Familien aus dem real existierenden Saalpublikum und schneidet sie für uns TV-Glotzer dazwischen. Das animiert ungemain.

Clevere Unternehmen stellen ein perfekt durchchoreografiertes Publikum zusammen, je nach Anforderung. Heute erledigen das Firmen mit Outbound-Marketing, das stolz von sich sagt, «innerhalb kurzer Zeit Ihr Wunschpublikum aus unserer Datenbank» zu generieren. Für die Comedians, jene unüberschaubare Zahl von Schalksnarren, und ihre Programme wie die «Heute-Show», «Was guckst du?!», «Luke! Die Woche und ich», «TV total» und so weiter war der Shut- und Lock-down, die Verbannung des Saalpublikums, besonders brutal, aber auch besonders erhellend. Keine andere Spezies braucht dringender Applaudure. Als die angesagte Hazel Brugger etwa ihr Programm «Im Namen des Fötus, des Hohnes und des ewigen Spotts, eine Kindheitsbewältigung» 2015 mit dem Satz ankündigte: «Mein Name ist Hazel Brugger, deshalb sind Sie hier», gab es bereits während dieses Satzes mehrere frenetisch enthemmte Beifallsbekundungen. Den TV-Zapper riss das holderdiepolter sofort mit, um sich ja nicht selber dabei zu ertappen, irgendeinen raffinierten Gag nicht kapiert zu haben.

Das Eremitische, ausgelöst durch den Shutdown, hat die Kraut-und-Rüben-Quatschis unerwartet entblösst – und Torsten Sträter, den Mann mit der Strickmütze, am 24. April buchstäblich. Da sass er in einem Studio, ohne Mütze («blind und unrasiert»), und regredierte in die Kindheit, erzählte vom ersten Kinoerlebnis mit dem alten schwarzweissen «Batman», wie toll der war und nicht vergleichbar mit dem heutigen Technicolor-Protz, und schaltete dann zu seinem ersten Video-Gast, Oliver Kalkofe, der das Gleiche noch mal erzählte, auch seine Kindheit sei mit «Batman»



«Was ist unsere Rolle?»: Thomas Gottschalk.

verknüpft. Der TV-Zuschauer blieb aussen vor und kapierte nicht, was dieses Zwiegespräch sollte. Aber lustig war es sicher, irgendwie. Nah an der Aktualität war immerhin Dieter Nuhr in «Nuhr im Ersten».

Dieser nahm – mutterseelenallein, ausser der Technik natürlich – den Mundschutz vom Gesicht, besah sich das Innere und legte ihn wie eine kostbare Schale auf eine Theke: «Tja,

ich bin's nur, und es ist Maskenpflicht, aber ich fühle mich ja hier zu Hause, deshalb kann ich die ja hier ablegen, und da haben auch Flora und Fauna Zeit, ein bisschen zu regenerieren. Es ist ja eine einzigartige Tierwelt, die sich darin entwickelt. Es ist ein endemisches Ökosystem. Was hier drin krabbelt, das gibt es nur in meiner ganz persönlichen Maske. [. . .] Das Ökosystem hier drin ist einzigartig wie Madagaskar. Wenn ich die Maske nachts über ausziehe, lege ich immer so ein paar Brotkrumen rein, man macht sich ja auch Sorgen um die kleinen Racker . . .» War das jetzt witzig? Auf jeden Fall, wenn ich mir intensiv Saalpublikum ins Gedächtnis rufe; denn schon der erste Halbsatz, «Ich bin's nur . . .», ist ein heiteres



Nah an der Aktualität: Dieter Nuhr.

Wortspiel. Das Saalpublikum hätte gebrüllt vor Lachen. Und später, vom «Brotkrumen» bis zum «kleinen Racker», hätte es sich in ein wahres Inferno gesteigert.

Die televisionäre Shutdown-Geisterbahn ist eine Rutsche ins Quälende. Das demonstrierte ohne die geringste Scham die unfassbar verschnarchte Abendshow «Wer schläft, verliert!». Da versuchten knatterköpfige Semi-Promis zu schlafen. Ein Glück für sie, dass es kein Publikum gab! Auch «Die Quarantäne-WG. Willkommen zuhause» mit Günther Jauch, Thomas Gottschalk und Oliver Pocher war schwer ranzig. Der Einzige, der sich in Quarantäne befand, war Pocher, die beiden anderen sahen nur so aus. Dank des Split-screen-Verfahrens waren sie gleichzeitig im Bild und redeten gleichzeitig Stuss. Nach drei Folgen war Schluss mit der Ödnis. Gottschalk – allein zu Haus, in der irrigen Hoffnung: Holt mich hier raus, ich bin ein Star – brachte das Problem auf den Punkt: «Wie das gerade funktionieren soll, weiss ich auch nicht. Sollen wir lustig sein oder ernst? Informationen geben, die wir selbst nicht haben? Was ist unsere Rolle?» Und: «Ich funktioniere als Gute-Laune-Typ nur in einer Welt, die auch gute Laune haben will» – das Publikum als Blasbalg.

«Das isolierte Setting», so Anja Rützel in Spiegel online, «ist faszinierend entlarvend, ja entbeinend: Ohne inszenierte Begeisterung und Verspektakelung durch augenscheinlich mitgerissene Menschen liegen die Ideen hinter der Show da wie ein abgenagtes Kleintierskelett.»



Unten durch Gegenwind

Von Linus Reichlin

Jetzt sind schon zwei Rapper an Corona gestorben. Junge, kräftige Männer ohne Vorerkrankung. Mein Freund Bruno behauptet, sie seien nicht mehr jung gewesen. «Ben <Ty> Chijioke war 47», sagte Bruno, «und Fred the Godson 35. Na gut, das ist ziemlich jung, aber andererseits war The Godson übergewichtig.» Beim Wort übergewichtig zog Bruno seinen Bauch ein, dazu musste er Luft holen – vergeblich. Es ist unübersehbar, dass er während des Shutdowns zugenommen hat. Ich übrigens auch, und deshalb bin ich froh, wenn endlich die Kinos wieder öffnen. Ich weiss nicht, warum, aber ich scheine im Kino früher mehr Kalorien verbraucht zu haben als ich durch Popcorn zu mir nahm. Das Betrachten von Filmen auf Breitleinwänden hat mich schlank gemacht – und die chinesische Küche. Ich habe früher zweimal die Woche im Restaurant «Good Friends» kantonesisch gegessen, und obwohl dabei eine Menge Sesamöl den Besitzer wechselte, hatte ich damals nicht diesen kleinen Fettpuffer über dem Hosengurt. Wie kann es sein, dass man zunimmt, wenn die Köche arbeitslos sind?

Es ist ja nicht so, dass ich während der Quarantäne nicht höllisch auf mein Gewicht aufgepasst hätte! Ich ass hauptsächlich Thunfisch aus der Dose, weil der kalorienarm ist und ich gelesen hatte, dass das Virus auf Nahrungsmitteln maximal 72 Stunden überlebt. Falls ein Coronakranker Arbeiter in der Thunfischfabrik vornüber in die Abfüllmaschine gefallen wäre, hätte der Versand der Dosen zum Supermarkt trotzdem länger als 72 Stunden gedauert, bis dahin wären die Viren des Arbeiters nicht mehr reproduktionsfähig gewesen. Manchmal, das gebe ich zu, gönnte ich mir als Abwechslung zum Thunfisch einen Bündner Salsiz, aber danach setzte ich mich sofort auf meinen Hometrainer und fuhr 45 Minuten auf Stufe 5+, auf der der Aufstieg auf den Gotthardpass bei Gegenwind simuliert wird. «Der Aufstieg von wo aus», fragte Bruno, «vom Restaurant <Gotthard-Mätteli> das kleine Stück bis zum Pass?» «Nein», sagte ich, «der Aufstieg von Zürich aus natürlich!»

Bruno behauptete, die Leute neigten in diesen Zeiten zur Selbsttäuschung, was den Sport be-

» Fortsetzung auf Seite 54

»» Fortsetzung von Seite 53

treffe. «Alle erzählen mir», sagte er, «wie viel Sport sie jetzt treiben. Aber in Wirklichkeit haben sie nur mehr Zeit, um darüber zu reden, wie viel Sport sie treiben. Aber das ist ja jetzt vorbei. Die Restaurants sind wieder offen und bald auch die Kinos, dann wirst du die Quarantäne-Pfündchen auf ganz natürlichem Weg wieder los: einfach durch die uneingeschränkte Bewegungsfreiheit eines freien Bürgers!» Beim Wort Quarantäne-Pfündchen zog Bruno wieder seinen Bauch ein: Er ist offensichtlich nicht bereit, sich seiner Mitverantwortung für die gesamtgesellschaftliche Gewichtszunahme zu stellen.

Abgesehen davon bin ich nicht sicher, ob meine wiedergewonnene Bewegungsfreiheit lange genug dauern wird, um abzuspecken. Denn eigentlich weiss man ja schon, wie es rauskommt: Wir können alle Restaurants und Kinos wieder öffnen – und in allen Restaurants und Kinos wird neben uns das Virus sitzen. Wir können wieder nach Gran Canaria fliegen, aber anstelle der sonoren Stimme des Captains wird aus dem Lautsprecher ein feengleiches Stimmchen sagen: «Liebe Patienten . . . äh . . . Fluggäste, ich infiziere Sie ganz herzlich auf unserem Flug nach Las Palmas.» «Quatsch», sagte Bruno, «wir tragen im Flugzeug einfach Mundschutzmasken mit einem Loch für den Strohhalm, mit dem wir den Tomatensaft aus dem Plastikbecker saugen. Und auf Gran Canaria halten wir einen Mindestabstand von zwei Hotelzimmern zwischen Gast A und Gast B ein. Diese Regelung wird besonders bei zerstrittenen Ehepaaren auf grosse Akzeptanz stossen. Du wirst sehen», sagte Bruno, «die neue Normalität wird zu einer Zunahme unserer Lebensfreude führen!» Beim Wort Zunahme machte er dasselbe wie zuvor bei den Wörtern übergewichtig und Quarantäne-Pfündchen.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Drink and think

Von Peter Rüedi

Wein machen ist eine Kunst, entgegen all jenen Winzern, die in wahrer oder auch nur koketter Bescheidenheit von sich behaupten: «Ich bin nur ein Bauer.» Jedenfalls lohnt sich zuweilen ein vergleichender Blick über den Glasrand hinaus auf andere schöne Künste. Etwa bei der Frage, ob Unzugänglichkeit oder Komplexität unerlässliche Qualitätskriterien eines «Kunstwerks» seien. Nein, denke ich, zumindest: nicht allein. Zwar ist ein Wein, den ich erst entdecken muss, der mir auf den ersten oder auch zweiten Schluck einigen Widerstand entgegensetzt, am Ende spannender als einer, der sich mir an respektive in den Hals wirft. Allein, nicht alles Zugängliche ist banal. Vielleicht ist die grösste Kunst überhaupt die, die auf mehreren Ebenen zu lesen, zu hören, zu trinken ist. Ein Wein, der mich erst mal nicht in die Flucht treibt, kann durchaus sein Geheimnis bewahren, das sich mir erst mit der Zeit offenbart, nach Stunden im Glas oder gar Jahren der Lagerung im Keller. Ein solches Beispiel, zugänglich und anspruchsvoll zugleich, ist dieser rote Bandol aus dem Jahr 2016. Er stammt aus dem gesegneten Landstrich in der

Provence, den Terrassen, die vom Massif de la Sainte-Baume zur Mittelmeerküste, zum Golf von Saint-Cyr abfallen – an die 1500 Hektaren kargen Bodens, Mischkulturen von Reben, Oliven-, Mandelbäumen, Pinien, Buschwerk. Produziert ist der Wein von Château Salettes, einem Betrieb von vierzig Hektaren in La Cadière-d'Azur, den Jean-Pierre Boyer mit dem Önologen Alexandre Le Corguillé in achtzehnter(!) Generation führt. Dominant in dieser Cuvée, die fast exemplarisch auf mehreren Ebenen zu geniessen ist, sind die 80 Prozent Mourvèdre (die Hauptorte in Bandol), ergänzt durch 12 Prozent Grenache und 8 Prozent Cinsault, biodynamisch kultiviert. Viel dunkle Frucht, Brombeeren, schwarze Johannisbeeren, mit einigen rauchigen Unterzügen. Kräftige, aber nicht klirrende Tannine, mineralische Glanzlichter, kein dominantes Holz. Aber lassen wir das Analytische, halten wir uns an das naive Vergnügen des Gesamteindrucks: ein Wein von überwältigender Frische, der wilde, heisse, kräuterduftend würzige Atem der Provence. A wine to drink and think about: eine fruchtige Einladung, eine Freude schon jetzt, wenn wir ihm eine Stunde Zeit lassen, in der Karaffe Luft zu holen. Und zweifellos ein Versprechen für das kommende Jahrzehnt. Übrigens: Château Salettes (der Name des Schlosses kommt von der Rolle, die es im Salzhandel des ausgehenden Mittelalters spielte) macht auch einen Rosé, der all meine Skepsis gegenüber «Rosé de Provence» hinwegfegt: ein toller Wein, sehr saftig, mit einer (für einen Rosé!) erstaunlichen Länge, «ein fleischiger Rosé, entschieden für die Speisetafel und nicht nur für den Aperitif gemacht» (Jancis Robinson).

Château Salettes Bandol AOC Rouge 2016.
14,5 % Gazzar. Fr. 21.54. www.daniel-vins.ch

Château Salettes Bandol Rosé 2018.
13 % Gazzar. Fr. 18.85



Die Bibel

Krank sein

Von Peter Ruch

Nach diesen Begebenheiten sagte man zu Josef: Sieh, dein Vater ist krank. (Genesis 48,1). Bei der Bibelauslegung kann manchmal die Sprachanalyse den Weg weisen. So beim hebräischen Verb *chalah*, krank sein. Im Gegensatz zu den allermeisten biblisch-hebräi-

schen Wörtern hat es keine Entsprechung in den anderen semitischen Sprachen. Hinzu kommt, dass es im Alten Testament als einziges intransitives Verb in sämtlichen Stammformen auftritt. Die Bibel tabuisiert also die Krankheit nicht. Im Gegenteil: Sie bringt den kranken Menschen ein besonderes Interesse entgegen. Sogar der Erzvater Jakob wurde krank! Das hebräische *Kranksein* hat eine Bandbreite von Verwundungen im Krieg über Erkrankungen bis zum Liebespaar, das vor lauter Liebe krank ist (Hohes Lied 5,8). Grundsätzlich handelt es sich um einen körperlichen oder seelischen Schwächestand. Ein solcher war logischerweise unerwünscht (ausser bei Verliebten) und weckte die Frage nach Gott und seinen Absichten. Zugleich versuchte man, die Krankheiten zu bekämpfen. Manche kultischen Regeln dienten diesem Zweck, so der Ruhetag, Speisegebote, Quarantäne für Aussätzige, Sexualgebote, Reinigungsvorschriften für Körper und Kleider.

Erst die Neuzeit vermochte Krankheiten nachhaltig aus dem Feld zu schlagen. Leider tun die Krankheitserreger das biologisch Natürlichste: Sie liefern uns Menschen ein Wettrüsten. Ich schliesse daraus, dass wir auch in den kommenden Jahrtausenden mit Krankheiten koexistieren werden. Die Abwehrmassnahmen obliegen primär dem Einzelnen. Das geht leicht vergessen, seitdem das Gesundheitswesen nahezu verstaatlicht und nicht zuletzt dadurch enorm verteuert wurde. Die Gesundheitsausgaben sind seit 1960 nominal von zwei auf achtzig Milliarden Franken gestiegen. Mit der Zuständigkeit des Staates wächst auch seine Befehlsgewalt über die Bürgerinnen und Bürger. Werden sie zu Untertanen? Als solche würde sich ihr Rücken krümmen. *Krumm* und *krank* gehören zur gleichen Wortgruppe. Auch Gesundheitssysteme können krank machen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Motorrad

Problem gelöst

Der neue BMW-Scooter C400 GT ist ideal für den Weg zur Arbeit, wenn man dabei lieber alleine bleiben möchte. *Von David Schnapp*

Der Weg zur Arbeit ist ohnehin für viele eine Herausforderung; wenn man in diesen unübersichtlichen Zeiten auch noch Menschenansammlungen ebenso wie Verkehrsstaus vermeiden will, wird es noch etwas komplizierter. Bei BMW Motorrad haben sie dieses und noch ein paar weitere Probleme vorläufig gelöst, wie mir scheint: Mit dem neuen mittelgrossen Scooter C400 GT fährt man bequem in die Stadt, findet leicht einen Parkplatz und ist auch technisch gut unterwegs.

An sein kantiges Design musste ich mich zwar erst gewöhnen, aber aus Sicht des Fahrers macht der Mittelklasse-Roller mit Einzylinder-Motor und 34 PS erfreulich viel Freude am Fahren. Man sitzt komfortabel und sicher hinter einer Scheibe, die ziemlich gut vor unangenehmen Wettereinflüssen schützt. Wenn man sich ganz vorne am Rotlicht aufgestellt hat, kommt man sehr schnell von der Startlinie weg. Und Kurven können mit so viel Dynamik angegangen werden, dass die Laune des Pendlers sich mit jedem Kilometer Arbeitsweg noch etwas mehr hebt. Das gilt auch für Landstrassen und selbst Autobahnen, wo der BMW-Scooter komfortabel unterwegs ist. Bloss die Möglichkeit einer höhenverstellbaren Frontscheibe wäre bisweilen willkommen gewesen.

Die Blinker-Sache

Die Ingenieure von BMW haben mit dem C400 GT nicht nur ein ausgezeichnetes Stadt-Land-Zweirad entworfen, sondern auf dem Weg dahin auch noch ein paar scheinbar nebensächliche,

aber im Pendler-Alltag doch ganz nützliche Dinge eingebaut. So kann das Staufach unter dem Sitz im Stand mit dem sogenannten Flex-Case nach unten erweitert werden, so dass auch ein Integralhelm sicher versorgt werden kann. Mit den optionalen Connectivity- und Komfort-Paketen gibt es ein brillantes volldigitales TFT-Display. Via Bluetooth ist das System mit einem entsprechend ausgerüsteten Helm vernetzbar, und über eine App erweitert man die Möglichkeiten des Scooters um die Funktionen Navigation, Unterhaltung und Kommunikation. Selbstverständlich gibt es auch noch ein Staufach mit Lademöglichkeiten für das Handy, einen Funkschlüssel sowie eine Heizung für Griffe und Sitze.

Als Verfechter der Überzeugung, dass letztlich die Summe der kleinen Dinge das grosse Ganze vollkommen macht, erwähne ich noch eine letzte Lösung für ein bekanntes kleines Problem: Motorradfahrer und andere Verkehrsteilnehmer wissen, dass man auf dem Zweirad gern vergisst, den Blinker nach dem Abbiegen auszumachen. Beim BMW C400 GT erlischt die Richtungsanzeige einfach von selbst wieder, was einem als Fahrer das Leben noch etwas schöner und einfacher macht.

BMW C400 GT

Motor: Einzylinder Viertakt Benzin (wassergekühlt); Hubraum: 350 ccm; Leistung: 34 PS/25 kW; max. Drehmoment: 35 Nm/6000 U/Min.; Verbrauch (WMTC): 3,5/100 km; Höchstgeschwindigkeit: 139 km/h; Preis: Fr. 8300.–, Testmodell: Fr. 9'610.–

Jazz

Der schöne Traum vom Tango

Von Peter Rüedi

Tango und Jazz sind zwei Musiken, die auf verschiedenen Wegen, beide eine Jahrhundertgeschichte hinter sich haben. In ihrer Genetik Fusionen europäischer und afrikanischer Erbschaften, waren beide zuerst «Gebrauchsmusiken» mit einem entspannten Verhältnis zu Folklore und zur Trivialität, bevor sie ihren Kunstanspruch entwickelten. Gelegentlich kreuzten sich ihre Wege, etwa bei Gato Barbieri, auch wenn es zwischen ihnen nie zu einer Liaison kam wie zwischen dem Jazz und dem brasilianischen Samba in der Bossa nova. Der deutsche Schlagzeuger Wolfgang Haffner (geb. 1965) legt nun ein schönes Album mit dem Titel «Kind of Tango» vor. Den Titel will er wörtlich verstanden wissen. «Kind of Tango ist kein Tangoalbum. Es geht mir nicht um das «eins zu eins», nicht um das Nachspielen, sondern um eine Übersetzung des Tango-Lebensgefühls in meine musikalische Welt.» Sein Verhältnis zum Tango ist ein «sentimentalisches», ein von der Distanz bestimmtes. Diese schliesst Leidenschaft allerdings nicht aus. Seit er 2004 in Buenos Aires dem Ensemble von Astor Piazzolla begegnete, beschäftigt ihn die Musik des 1992 verstorbenen Erneuerers des Tango Nuevo. «Kind of Tango» präsentiert uns Haffners Vision des Tangos – in der Interpretation von drei Piazzolla-Kompositionen und acht Originalen von ihm oder seinen Partnern. Die Band ist hochbesetzt mit Lars Danielsson am Bass, dem Vibrafonisten Christopher Dell, dem wunderbaren jungen Pianisten Simon Oslender, dem Akkordeonisten Vincent Peirani, dem Gitarristen Ulf Wakenius, dazu gelegentlich Sebastian Studnitzky (tp) oder sogar, für zwei marginale Auftritte, Bill Evans am Tenorsax. Klingt nach einer vollfetten Instrumentierung. Tatsächlich aber tritt hier keiner dem andern auf die Füsse, die kollektive Beschwörung der Tango-Melancholien ist so subtil und durchsichtig, so zurückhaltend auch in der individuellen solistischen Prachtentfaltung, dass sich die einzelnen Stücke zusammenfügen zu einer Art entrücktem Traum vom Tango – in der schönen Hommage «El Gato» oder, vielleicht am nachhaltigsten, in der extrem verlangsamten Lesart des traditionellen Songs «La Cumparsita».



Wolfgang Haffner:
Kind of Tango.
ACT 9899-2

In Kindern steckt immer mehr als angenommen

Die italienische Reformpädagogin Maria Montessori wollte, dass Kinder sich eigenständig entwickeln. Die Schüler mussten ihre Arbeiten diszipliniert erledigen, durften sich aber frei im Schulzimmer bewegen. Ihre Ansätze sind aktueller denn je. *Von Peter Keller*

Als Maria Montessori im Armenviertel San Lorenzo in Rom das erste Kinderhaus – «Casa dei Bambini» – eröffnet, hat sie schon eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie ist Ärztin und hat Erfahrung im Umgang mit kranken, gesunden und eingeschränkten Kindern gleichermaßen. Es ist das Jahr 1907, und das Kinderhaus ist Teil eines grösser angelegten, philanthropischen Projekts: Die Stadtregierung möchte in Zusammenarbeit mit verschiedenen Bauunternehmern die Wohnverhältnisse in San Lorenzo verbessern, um die Kriminalitätsraten in Problemfamilien zu senken und für bessere Lebensverhältnisse der Anwohner zu sorgen, unter anderem mit mehreren Kindertagesstätten.

Montessori wird die Oberaufsicht übertragen, die Ärztin sorgt sich um Einrichtung und Tagesabläufe. Vor allem aber stellt Montessori Regeln für diese neuen Kinderhäuser auf: Sauber und gepflegt haben die Kinder zu erscheinen, der Erzieherin ist Respekt zu zollen. Am Dreikönigstag ist es so weit, die «Casa dei Bambini» wird eröffnet. Rückblickend ist es die Geburtsstunde der Montessori-Schule, denn hier wird ihr Erziehungsprogramm zum ersten Mal in voller Dichte angewendet. Ein typischer Tag im Kinderhaus sah so aus:

— **9 Uhr:** Schulbeginn; Kontrolle, ob Kinder sauber gekleidet sind. Inspektion des Klassenzimmers, ob sauber und abgestaubt. Kinder helfen sich gegenseitig beim Anziehen der Schulkittel. Es folgt eine Konversation: Die Kinder berichten von den Geschehnissen des Vortages, abschliessend ein Gebet.

— **10–11 Uhr:** Denkarbeit, Nomenklatur, Sinnesübungen.

— **11–11.30 Uhr:** Gymnastik, Übungen zur Körperhaltung. Kinder lernen, schlicht und gerade zu gehen und in einer Reihe zu laufen sowie Objekte geschickt auf Flächen zu platzieren.

— **11.30–12 Uhr:** Mittagessen, kurzes Gebet.

— **12–13 Uhr:** freies Spiel.

— **13–14 Uhr:** angeleitetes Spiel, wenn möglich an der frischen Luft. Die älteren Kinder hingegen verrichten Hausarbeit, Reinigung des Klassenzimmers, Sortieren der Lerngeräte, gefolgt von Konversation.

— **14–15 Uhr:** Handarbeit, Töpfern und so weiter.

— **15–16 Uhr:** gemeinsame Gymnastik und Gesang, wenn möglich an frischer Luft. Gespräche über die Sorge um Pflanzen und Tiere.

Montessori glaubte in der Tradition Rousseaus an die unbedingte Freiheit des Kindes: Beim Menschen beginnt die eigenständige Existenz schon in frühester Kindheit und nicht erst als Teenager oder Erwachsener. Wie die Kultur den natürlich guten Menschen korrumpierte, vereitelten die Erwachsenen durch die falsche Erziehung die ungehinderte Entfaltung der im Kind angelegten Gaben. Eltern, so Montessori, überforderten und entmutigten ihre Kinder mit zu viel Druck; ein Gedanke, der insbesondere heute nachhallt, befinden wir uns doch im Zeitalter eines nie dagewesenen elterlichen Ehrgeizes.

«Prinzip der Sklaverei»

Unter Montessoris an Erwachsene gerichtetem Motto «Hilf mir, es selbst zu tun» sollten Kinder in einer nicht wettbewerbsorientierten Umgebung gemäss individuellen Geschwindigkeiten eigene Lernerfahrungen sammeln: durch Ausprobieren und Selbermachen. Dazu gehörte eine kindgerechte Ausstattung der Klassenzimmer. Kleine Möbel, Türklinken auf Augenhöhe und ein ikonisches Lernmaterial,

Maria Montessori (1870-1952)



Maria Montessori wird in Chiaravalle bei Ancona geboren und ist eine der ersten Medizinstudentinnen Italiens. 1907 wird das erste Kinderhaus («Casa dei Bambini») unter ihrer

Anleitung eröffnet. Sie publiziert mehrere Bücher wie «Die Entdeckung des Kindes», ist Mutter eines Sohnes, hält Vorträge in der ganzen Welt.

Maria Montessori steht in der Tradition Rousseaus. Der Mensch wird gut geboren, und erst durch eine falsche Erziehung werden die natürlichen Gaben des Kindes zerstört. Die Schüler dürfen sich im Unterrichtszimmer bewegen. Neben der körperlichen Ertüchtigung gehört auch die Ausbildung der Sinne zur Erziehung. Kinder sollen individuell lernen: durch Ausprobieren und eigene Erfahrungen. Montessoris Methoden sind heute längst in die allgemeine Pädagogik unserer Schulen eingeflossen.

das längst nicht mehr nur an Montessori-Schulen verwendet wird: die berühmten Zylinderblöcke, die Kugelbahn, geometrische Holzpuzzles.

«Das Prinzip der Sklaverei beherrscht immer noch die Pädagogik und die Schulen», schrieb Montessori in «Il metodo della pedagogia scientifica» (1909) und spielte damit unter anderem auf das hierarchische Klassenzimmer an, in dem Kinder bewegungslos an Tischen vor dozierenden und strafenden Lehrern sitzen. Für ihre Zeit waren es revolutionäre Gedanken. Sie fährt fort: «Disziplin muss in der Freiheit entstehen... Ein Individuum ist nicht diszipliniert, nur wenn es künstlich ruhig wie ein Stummer und bewegungslos wie ein Gelähmter dasitzt... Wir bezeichnen das Individuum als diszipliniert, wenn es sich selbst beherrschen kann.»

Während schulischer Aktivitäten durften die Kinder aufstehen, herumgehen oder auf dem Boden sitzen. Doch darf man sich nicht täuschen: Maria Montessori hatte durchaus Anforderungen. Die Kinder durften sich ihre jeweiligen Aufgaben und Routinen zwar selbst stellen, doch diese mussten mit ruhiger Konzentration, ja Disziplin erledigt werden. Ferner war und ist Hausarbeit – den Frühstück- oder Mittagstisch decken und abdecken, Saft einschenken und so weiter – Teil des Erziehungsprogramms an Montessori-Schulen.

Eine der ersten Medizinstudentinnen

In den Jahren vor der Eröffnung der «Casa dei Bambini» studiert die am 31. August 1870 nahe bei Ancona geborene Montessori Medizin, gegen den Willen ihres Vaters, eines Finanzbeamten und Tabakproduzenten, der sich eine solide Ehe, Mutterschaft und Kinder für seine Tochter wünschte. Allein die Mutter, die abgeschlossen war, gerne und viel las, unterstützte das Studium der Tochter. Doch dort wird Montessori von der Umgebung geschnitten, sie ist eine der ersten Frauen Italiens, die Medizin studieren und mit einer Dissertation abschliessen werden. Im Vorlesungssaal sitzt sie hinten, Kommilitonen und Professoren zeigen sich befremdet von ihrer Anwesenheit. Experimente darf sie nur alleine vornehmen, wenn alle anderen schon fertig sind und das Labor leer ist.

Als Montessori 1896 ihre erste Stelle in einer psychiatrischen Klinik in Rom annimmt, ist sie entsetzt. Kinder werden als



Sehen, Riechen, Fühlen: Lehrerin Montessori beim Besuch einer ihrer Schulen in London, 1951.

«Idioten» eingesperrt, die sich bei näherer Umsorgung zwar als verwahrlost, ansonsten aber als normal lernfähig entpuppen. Montessori ist von Beginn an überzeugt: In Kindern steckt immer mehr als angenommen, es kommt auf den richtigen Umgang mit ihnen an. Sie glaubte vor allem, ähnlich wie die Erlebnispädagogik und unähnlich zu heutigen Digitalisierungsverfechtern, an die körperliche Seite kindlicher Erziehung: Auch die Ausbildung der Sinne wie Sehen, Riechen und Fühlen sollte Teil der Erziehung sein.

Montessori begann schon ein paar Jahre vor der Eröffnung der «Casa dei Bambini», an Universitäten zu lehren, zu reisen und Vorträge zu halten. Montessori-Gesellschaften und -Schulen entstanden in rascher Folge in England, den Niederlanden, Frankreich und vor allem Italien. Mussolini verehrte Montessoris Modernität und verpflichtete 1926 sämtliche Schulen Italiens auf ihre Methode, distanzierte sich dann aber aus Gründen der politischen Ideologie von der Pädagogin. Im nationalsozialistischen Deutschland wurde der Unterricht nach Montessori ab 1935 verboten.

Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, war Montessori zusammen mit ihrem Sohn auf Vortragsreise nach Indien aufgebrochen. Bei der Ankunft in Indien, das dem

Vereinigten Königreich als Kolonialmacht unterstellt war, wurde sie unverzüglich in Hausarrest genommen. Erst 1946 kehrte Montessori nach Europa zurück. Sie starb 1952 mit 82 Jahren in den Niederlanden.

Im Mainstream angekommen

Die Meinungen über Maria Montessori gehen auseinander. Für manche war sie eine herrische Diva, andere – Montessori zeigte sich häufig von einem Tross «Jüngerinnen» umgeben – beteten sie an, wieder andere priesen sie als gütig, sorgend, eine wahre Christin. Manche hielten sie für eine Heuchlerin: Wie konnte Montessori für internationale Vortragsreisen in Kutschen und Karossen reisen sowie in Luxushotels logieren, die Klassenzimmer ihrer Schulen aber derartig bescheiden ausstatten? Sie hatte einen unehelichen Sohn, den sie in Pflege gab – wie soll das passen zu der angeblichen Kinderversteherin?

Montessori, dies gilt als sicher, war eine lebhafteste, selbstbewusste Frau. Gegen Ende ihres Lebens erhoben sich die Menschen, wenn sie einen Saal betrat, und zollten ihr langen Applaus. Sie liebte Kinder. Der Mensch, der ihr schliesslich am nächsten stand, war ihr Sohn Mario, den sie 1898 zur Welt brachte – der Vater war ein unbekannter Arztkollege, der kurz

nach der Geburt des Kindes eine andere Frau heiratete. Mario verehrte seine Mutter, übernahm nach ihrem Tod die Präsidentschaft der Association Montessori Internationale, die anschliessend von Montessoris Enkelin Renilde geführt wurde.

Und heute? Die Montessori-Methode ist bis zu einem gewissen Grad im Mainstream westlicher Pädagogik angekommen, die Person Maria Montessoris hingegen verblasst. Dass sich die Lerninhalte am jeweiligen Entwicklungsstand des Kindes ausrichten und dass Schüler, soweit möglich, ihren Neigungen folgen können, gilt zumindest als anzustrebendes Ideal. Nicht wenige Eltern begrüssen den fehlenden Druck, das fehlende Konkurrenzverhalten zwischen den Schülern. Der Wunsch, Kinder vor negativer Ausgesetztheit und enttäuschenden Erfahrungen mit Prüfungen und Noten zu schützen, hat sich weit verbreitet. Doch der steigende Druck in der Arbeitswelt und der Aufstieg Asiens mit einem auf Disziplin, Lerneifer und Selektion getrimmten Bildungssystem scheinen in eine andere Richtung zu deuten. Vielleicht aber erweist sich Montessori mit ihrer am einzelnen Kind orientierten Förderung individueller Fähigkeiten erst recht als Modell der Zukunft.



Tamaras Welt

Familie lohnt sich doch

Schon lange wird uns erzählt, dass die traditionelle Familie ausgedient hat. Aber gerade in Corona-Krisenzeiten ist sie wichtiger denn je. Von Tamara Wernli

Er sehe den Niedergang der Familie im Westen ganz nüchtern als Zeichen des Fortschritts, schrieb neulich ein Autor in der österreichischen Zeitung *Der Standard*. Die Familie sei ein «Gefängnis, in dem die Angehörigen durch Religion, Scham und manchmal auch Gewalt zum Zusammenhalt gezwungen» würden. «Ein moderner Rechts- und Sozialstaat kann diese Aufgaben viel besser erfüllen.» Gegenseitige Rücksichtnahme würde durch das Bildungssystem sowie gemeinsame Werte vermittelt.

Das progressive Establishment erzählt uns seit langem, dass die klassische Familienform mit Ehe und Monogamie ein Auslaufmodell sei, ein antiquiertes Konstrukt im Niedergang. Um glücklich zu sein, brauche es die Familie nicht. Sexuelle Freiheiten, weniger eheliche Gebundenheit und den beharrlichen Fokus auf die eigenen Bedürfnisse – vor Kompromiss und Aufopferung – sehen sie als Schlüssel zur wahren Selbstverwirklichung. Der Zeitgeist greift um sich, bei Eheproblemen lieber früher als später die Trennung zu suchen, anstatt sich durchzubeissen; in unzähligen Artikeln mit therapeutischem Anstrich wird zu Seitensprüngen geraten.

Glück ist natürlich eine Definitionsfrage. Und auf den ersten Blick scheint die Anti-Familie-Botschaft gerechtfertigt. Die Familie ist komplexer, auch schwieriger geworden. Jede dritte Ehe wird geschieden, täglich lesen wir von zerrütteten Familien, von Gewalt und dem Leid der Kinder. Die gängige Familie ist gefährdet, auch weil die Geburtenrate sinkt, in der Schweiz liegt sie bei 1,54 Geburten pro Frau (2017). Menschen heiraten weniger.

Das heraufbeschworene Bild der traditionellen Familie als Hemmschuh für persönliches Glück widerspricht aber den Ergebnissen einer

neueren, repräsentativen US-Studie, die der *Atlantic* 2019 veröffentlicht hat. Um das empfundene Glück unter jungen Erwachsenen zu analysieren, haben Forscher an der University of Chicago den Zusammenhang zwischen Ehe und Glückseligkeit untersucht. Dabei haben sie herausgefunden: Die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Befragten als sehr glücklich beschreiben, ist unter verheirateten jungen Erwachsenen etwa 75 Prozent höher – im Vergleich zu ihren unverheirateten Kollegen.

Interessant ist auch der Zusammenhang zwischen Religion und Glückseligkeit. Laut den Wissenschaftlern ist bei jungen Erwachsenen, die mehr als einmal im Monat einen Gottesdienst besuchen, die Wahrscheinlichkeit etwa 40 Prozent höher, dass sie sich als sehr glücklich bezeichnen – im Vergleich zu ihren Kollegen, die überhaupt nicht religiös sind. Das Resultat scheint mir logisch; Religion bietet vielen Menschen Halt und eine Gemeinschaft.

Was aber sind die Gründe für das (subjektiv) grössere Glücksempfinden von Eheleuten? Vermutlich eine Kombination aus Folgendem: Laut Soziologen trennen sich unverheiratete Paare schneller als verheiratete, mit dem Resultat, dass Alleinerziehende oft unter der Last der finanziellen und erzieherischen Bürden leiden. Zudem haben Eheleute regelmässiger Sex, und auch gemeinsame Kindererziehung ist ein positiver Erfüllungsfaktor. Voraussetzung ist natürlich, dass die Ehe gut, die Familie intakt ist. Der renommierte Harvard-Forscher Prof. Daniel Gilbert schrieb einmal: «Die Ehe scheint uns eine Dekade oder mehr Glück zu kaufen.»

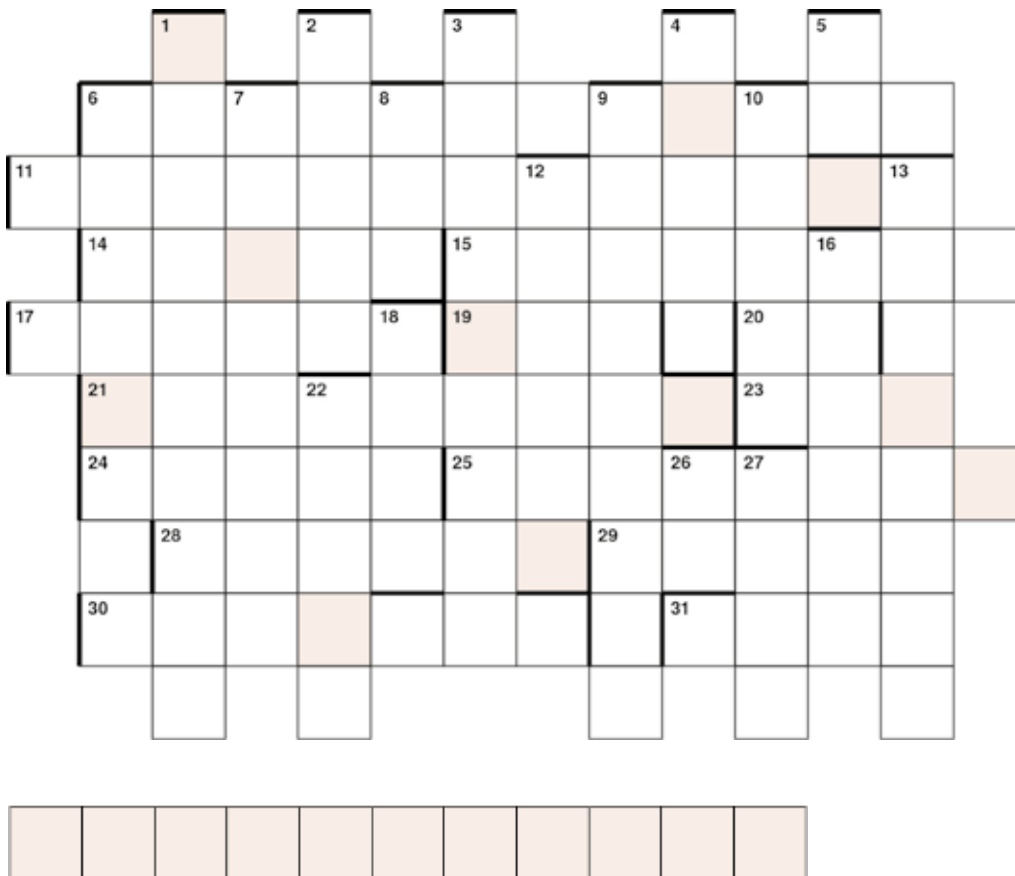
Aber nicht nur für das Individuum, auch für die Gesellschaft grundsätzlich ist die funktio-

nierende Familie wohl so etwas wie die Stahlsäule für einen Wolkenkratzer. Der Basler Soziologe Walter Hollstein hält sie für einen eminent wichtigen Sicherheitsfaktor: «Sie garantiert die Stabilität der Gesellschaft von unten; sie bildet quasi die Schule des gesellschaftlichen Zusammenlebens», schreibt er in der *NZZ*. Vor allem in den USA weiss man aus vielen Untersuchungen, dass Jugendliche, die in intakten Familien aufwachsen, viel weniger häufig kriminell werden im Vergleich zu jenen, die in Single-Haushalten aufwachsen.

Alles das spricht eigentlich dafür, dass wir das Modell Familie, das übrigens auch Patchwork- und Regenbogenfamilien mit einschliesst, promoten und nicht kaputtreden. Die progressiven Grossgeister, die behaupten, dass der Untergang der Familie ein «Fortschritt» sei, verbreiten anstatt Tatsachen halt nur ein zu ihrer Ideologie passendes Weltbild. Apropos Unsinn: Der Staat taugt als Werte-Vermittler und Pädagoge natürlich nicht. Er muss die Werkzeuge zur Verfügung stellen, damit sich das Individuum bestmöglich verwirklichen kann. Er soll aber keine erzieherische Rolle einnehmen, sondern Menschen zu Eigenverantwortung motivieren. Es sind Generationen von Familien, die Lebenserfahrungen und Werte weitergeben.

Gerade in Corona-Krisenzeiten kann man vielerorts beobachten, welchen Stellenwert die Familie einnimmt. Ist sie einigermassen intakt, gleicht sie einem aufgespannten Schutzschirm, unter dem Kinder und Erwachsene Verlässlichkeit und Geborgenheit finden, auch Verantwortungsbewusstsein entwickeln. Söhne, Töchter, Enkel leiden unter der Trennung von Eltern und Grosseltern, vermissen Familienessen oder Besuche im Altersheim, rücken psychisch näher zusammen. In dieser ultimativen Wohlfühlzone kann man Fehler machen, sich selbst sein – und es wird einem verziehen. Die Familie ist kein Auslaufmodell. Für bedingungslose Liebe gibt es keinen besseren Ersatz.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Führt wahrscheinlich nach Mordor.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Die mastigen Mobile sind höchstens so geschwind wie der Wind.

11 Ein alter Greis und Klassiker unter den Genesungskartenzitaten. **14** Geigers Streichinstrument, wartet gespannt auf den Abschuss. **15** Ist am Meeresgrund, reine Fantasie oder doch vielleicht in der Pegasus-Galaxie? **17** Üblicherweise eher unüblich für üblich. **19** Ist, andernorts trist, mit ist ein Sexualterrorist. **20** Einerseits ausgelaut, andererseits einverstanden. **21** «Dreinheit»: Ein Paar entspricht dem halben Jahr und ungefähr nach drei ist die Tragzeit vorbei. **23** Dient religiösen Japanern als hölzernes Bestellformular für göttliche Interventionen. **24** Verwandt, zugetan zugetan und trematisiert ein weibliches Herrentier. **25** Was der als Uhrenproduzent nicht lernt, lernt er im Alter nimmermehr. **28** When life gives you __, make lemonade! **29** Die perfekte Gangart für die alltägliche Tretmühle. **30** Eindringlich ziel- und zuhörerorientierter Versuch, zu überzeugen. **31** Expressionist, Surrealist oder Symbol für Glück und Wohl.

Senkrecht — **1** Verrückter Folterguru: eine Heimreise auf Gulf-Weise. **2** Je mehr es davon hat, desto weniger sieht man. **3** Der professionelle Murkser ist gleich ein doppeltes Ass, und zwar nicht bloss auf seinem Gebiet. **4** Beschreibt Infektionen oder sozial-mediale Popularitätsexplosionen. **5** Bekanntlich wär alles nur halb so schwer, wenn dieses Wörtchen nicht wär. **6** Für das Wesen aller Dinge wesentliches Material mit eigenem Reigen. **7** Schimpferei sowie Speichelei voller Überschwang und Tatendrang. **8** Für Leeds Castle in Kent ein natürliches Verteidigungselement. **9** Herohaltige heroische Haltung und wackerer Recken Handwerk. **10** Springt, wenn der Groschen fällt. **12** Der Angeber ist für die Beantwortung von Lagefragen zuständig. **13** Sind ihrer Grösse oder Geltung wegen übertrieben überlegen. **16** Die Frucht weckt in Untalentierten Furcht und ersetzt vermehrt bei Unachtsamen die Brille. **18** Prominentes Mitglied der Überseehumoristenbrigade mit noch prominenterer Kinnlade. **22** Sie sitzen zeitweise, womöglich wegen öffentlicher Albernheit, in der unsichtbaren Kiste. **26** Schweizförmiger, dreisprachiger Schweizer Dreibündebund. **27** Anmutig und graziös, allerdings an un ungeheuer bö.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 667



Waagrecht — **6** VERTRETERIN **9** KOPFUCKEN **13** DIE **15** TRILLERPFEIFE **16** VIEL **17** LEDER **18** RIF: Teil des Atlasgebirges und berbersprachiges Volk **19** ESELREITERIN: «Eselreiter» ist ein Aquarell von August Macke. **22** [ERST]ER **25** SA[EULE] **27** EISBEIN **29** LUFT **30** NOMEN est omen (lat. etwa: der Name deutet darauf hin). **31** GASREICH

Senkrecht — **1** REPRESSION: Anagramm von «Rosenpreis» **2** STILLEBEN **3** DECEDE: franz. verstorben/verschieden (décidé= franz. entschieden) **4** PEEP: engl. piepsen/verstohlen gucken **5** WIDERRUFE **6** VO[TIER]EN **7** RULER: engl. sowohl Herrscher als auch Lineal **8** OEFFNEN: Alohomora ist ein Zauberspruch aus Harry Potter. **10** FILETS: Anagramm von «Fistel» **11** KREIS **12** NFZ: Nutzfahrzeug **14** III: altrömische Zahl 3 **20** T[AL] **21** Stinken wie ein ILTIS **23** REN: Niere **24** RIGI: z. T. aus dem Rigilied **26** EURO **28** NA: Steht in Tabellen für «not available» (nicht verfügbar).

Lösungswort — SPITZNAMEN

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Dieses Produkt enthält Nikotin.
Nikotin macht abhängig.

SKANDINAVIEN GRATIS VOM SOFA AUS ENTDECKEN

NORDISCHEN NIKOTINGENUSS BEQUEM
UND SCHNELL NACH HAUSE LIEFERN LASSEN



nordicspirit.ch



MIT NIKOTIN
OHNE TABAK

JETZT KOSTENLOS
AUSPROBIEREN!

